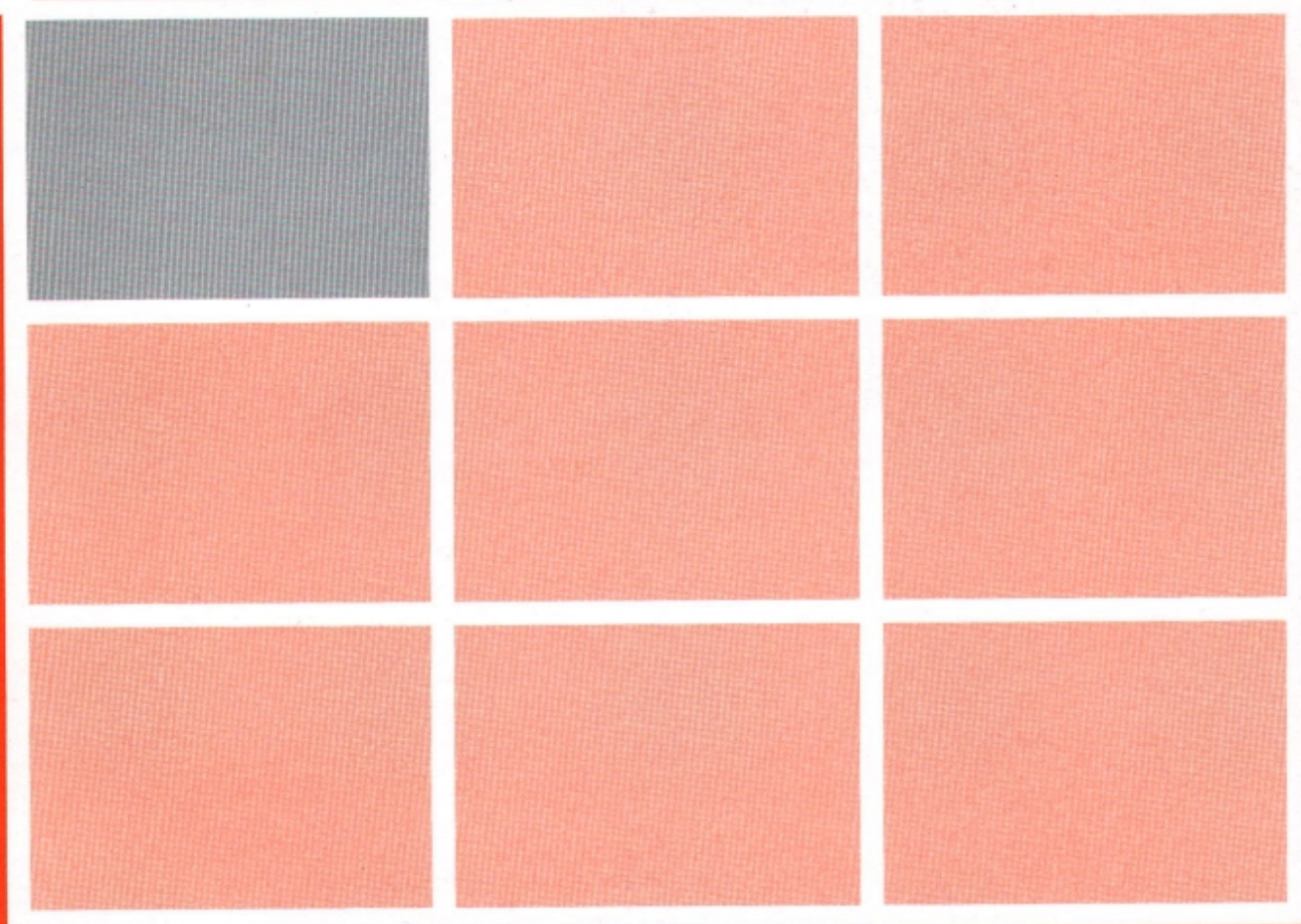


# Szenenwechsel im Alltag

Handreichungen für die neuen Bundesländer



Conrad Lay

**Medienbaukasten: Familienkommunikation  
Familienthemen · Familienkonflikte**

Deutsches Institut für Erwachsenenbildung (DIE)  
Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes

**SZENENWECHSEL IM ALLTAG**

**Handreichungen für die neuen Bundesländer**

Conrad Lay

**Medienbaukasten:  
Familienkommunikation  
Familienthemen  
Familienkonflikte**

unter Mitarbeit von Christoph Potting, Hermann Vornoff

**Deutsches Institut für Erwachsenenbildung (DIE)**

Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes

---

Das Deutsche Institut für Erwachsenenbildung (DIE), die Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes, wird mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft und der Länder institutionell gefördert. Es vermittelt als wissenschaftlicher Dienstleistungsbetrieb zwischen Forschung und Praxis der Erwachsenenbildung. Seine Tätigkeit besteht vor allem darin,

- für Wissenschaft und Praxis Informationen, Dokumente und Materialien zur Verfügung zu stellen,
- in Konferenzen, Arbeitsgruppen und Projekten die Erwachsenenbildung/Weiterbildung wissenschaftlich und praktisch zu entwickeln,
- Publikationen zu wissenschaftlichen und praktischen Fragen der Erwachsenenbildung/Weiterbildung zu veröffentlichen,
- Forschungsarbeiten zu initiieren und selbst Forschungen durchzuführen,
- Forschungsergebnisse in Fortbildungen zu vermitteln.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Medienbalken: Familienkommunikation, Familienthemen,**

**Familienkonflikte** / Deutsches Institut für Erwachsenenbildung

(DIE), Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen

Volkshochschul-Verbandes. Conrad Lay. Unter Mitarb. von

Christoph Potting, Hermann Vornoff. – Frankfurt (Main) :

(Szenenwechsel im Alltag)

ISBN 3-88513-454-3

NE: Lay, Conrad; Potting, Christoph; Vornoff, Hermann; Deutsches

Institut für Erwachsenenbildung <Frankfurt, Main>

Diese Publikation entstand im Rahmen des DIE-Projektes: „Alltagsorientierung in den neuen Bundesländern – Unter demokratischen und marktwirtschaftlichen Bedingungen entscheiden lernen“. Das Projekt wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft gefördert.

Projektleiterin: Maud Meinel

Wissenschaftliche Mitarbeiter: Peter Rytz, Hermann Vornoff

Sekretariat/Sachbearbeitung: Gisela Almodovar, Ruth Burdak-Fritsch

Redaktion: Hermann Vornoff

Umschlag und Satz: Grafisches Büro Horst Engels, Bad Vilbel

Druck: Druckerei Lokay, Reinheim

© 1994 by Deutsches Institut für Erwachsenenbildung (DIE)

# INHALTSVERZEICHNIS

0.	<b>Vorbemerkungen</b> ( <i>Klaus Meisel</i> ) .....	6
1.	<b>Einleitung</b> ( <i>Hermann Vornoff</i> ) .....	7
Übersicht über die drei Tonkassetten		
Kassetten: I, II, III		
Seite: A, B		
Stück: 1, 2, 3, 4		
I A	Porträt Liedtke	29'10
I B	Porträt Schindler	29'05
II A 1	Porträt Kallenborn	28'45
II A 2	Thema Gesellschaft und Familie	13'35
II B 1	Thema Familie und Spaltung Deutschlands	20'00
II B 2	Porträt Telschow	25'06
III A 1	Thema Die Wende	11'00
III A 2	Thema Veränderungen der Arbeitswelt	11'30
III A 3	Thema Arbeitslosigkeit	8'35
III A 4	Thema Kindererziehung und Kommunikation	13'05
III B 1	Thema Hausarbeit und Doppelbelastung	10'55
III B 2	Thema Gewalt	10'20
III B 3	Thema Heirat und Scheidung	6'05
III B 4	Thema Die Westverwandten	7'55
– Das Familienporträt Telschow kann auch als Themenschwerpunkt „Alleinerziehende Mutter“ angesehen werden.		
– Die beiden Themenschwerpunkte „Gesellschaft und Familie“ sowie „Familie und Spaltung Deutschlands“ ergeben zusammengenommen das Familienporträt Roloff.		
2.	<b>Der Medienbaukasten „Familienkommunikation, Familienthemen, Familienkonflikte“</b> .....	10
<i>(Conrad Lay/Christoph Potting)</i>		
2.1	Die emotionale Wirkung akustischer Dokumente .....	10
2.2	Die Auswahl der Familien .....	10
2.3	Die Familienporträts .....	10
2.4	Die Themenschwerpunkte .....	11
2.5	Die Kombinierbarkeit der Bausteine .....	11
3.	<b>Zur familialen Sozialisation in der DDR – Eine Literaturanalyse</b> ( <i>Hermann Vornoff</i> ) .....	12
3.1	Öffentliche Erziehung und doppelte Kommunikation .....	13
3.2	Pluralisierung der Lebenslagen und Individualisierung .....	13
3.3	Literatur .....	14

4.	<b>„Die Familie ist viel mehr Puffer als früher“. Von der ‚Normalbiographie‘ zur Ausdifferenzierung in unterschiedliche Familientypen – Aktuelle Erkenntnisse der Familienforschung in Ost und West (Conrad Lay)</b> .....	15
4.1	Der Partnerhaushalt als Norm .....	15
4.2	Die Ehe in der DDR: keine Versorgungseinrichtung .....	16
4.3	Die erwerbstätige Frau .....	17
4.4	Traditionelle Rollenmuster .....	18
4.5	Der Typus der starken DDR-Frau .....	19
4.6	Alleinerziehende Mütter .....	19
4.7	Die DDR-Familie ‚in der Nische‘ .....	20
4.8	Nach dem Ende der Rundumbetreuung der Kinder .....	21
4.9	Die Familie als Puffer: das Zusammenrücken in der Nachwendezeit .....	22
4.10	Vier Familientypen der Nachwendezeit .....	22
4.11	Literatur .....	24
5.	<b>Kommunikation als Chance für gelingendes Leben. Ostdeutsche Familien aus der Sicht der Psychologie (Hannelore Karg)</b> .....	26
5.1	Wendeerfahrung und ihre Verarbeitung .....	27
5.2	Arbeitswelt als Bedrohung, Familie als Ablaßventil .....	28
5.3	„Nicht-rollenkonformes Verhalten“ und seine Auswirkungen auf Familienkommunikation .....	31
5.4	Möglichkeiten der Kommunikation als Chance für gelingendes Leben .....	35
5.5	Literatur .....	36
6.	<b>„Soll ich vielleicht alles alleine machen?“. Entstehungsmechanismen und Auswirkungen familiärer Gewalt in der Nachwendezeit (Ulrike Gentz)</b> .....	37
6.1	Die Ausgangssituation im Jahre 1989 .....	37
6.2	Frauenmißhandlungen – gestern und heute .....	37
6.3	Familiäre Gewalt in der DDR .....	38
6.4.	Nach der Wende 1989: Die innerfamiliären Machtverhältnisse ändern sich .....	39
6.5	Eine erste Bilanz der Nachwendezeit: die Überforderung der Familien .....	40
6.6	Gewalt in der Gesellschaft – Ein Exkurs zu den Fernsehbildern von Rostock und Hoyerswerda..	42
7.	<b>Gespräch über Familienkonflikte und Familienkommunikation in Ostdeutschland: Was hat sich seit der Wende 1989 geändert? Was ist gleichgeblieben? (Dörthe Foertsch/Christoph Wagner)</b> .....	43
7.1	Symptome gestern – Symptome heute .....	43
7.2	Kollektive Krisenerscheinungen .....	44
7.3	Psychische Mechanismen werden obsolet .....	45
7.4	Die Familie als Trutzburg .....	45
7.5	Individualität und Binnendifferenzierung .....	46
7.6	Neue Problemlagen erfordern neue Fähigkeiten .....	46
7.7	Frauenerwerbstätigkeit = Emanzipation? .....	47
7.8	Parteibestimmtes Männerideal .....	48
7.9	Geteilte Hausarbeit? .....	48
7.10	Partnerschaft als Humanökologie? .....	49
7.11	Schwache Eltern – starke Kinder .....	50
7.12	Konfrontation mit der Unsicherheit .....	51
7.13	Aggression als Selbstschutz? .....	52
7.14	Kinder als Symptomträger .....	52
7.15	Die fehlende Sprache für Sexualität .....	53

<b>8.</b>	<b>Die Akteure, Vorstellung der in Familienporträts und Themenschwerpunkten auftauchenden Personen (Conrad Lay)</b> .....	55
8.1	Familie Liedtke .....	55
8.2	Familie Schindler .....	56
8.3	Familie Rink .....	57
8.4	Familie Kallenborn .....	58
8.5	Familie Telschow .....	59
8.6	Familie Roloff .....	59
<b>9.</b>	<b>Was finde ich wo? Ein Wegweiser durch die akustischen Materialien (Conrad Lay)</b> .....	61
<b>10.</b>	<b>Lerneinheit „Familie und Arbeitswelt“, Vorschlag für eine 90minütige Veranstaltung (Conrad Lay)</b> .....	62
<b>11.</b>	<b>ANHANG</b> .....	63
	Loseblätter-Auswahl aus: Die Volkshochschule. Handbuch für die Praxis der Leiter und Mitarbeiter 1991 – 1994	
	<b>Teilnehmer/Voraussetzungen des Lernens und Lehrens</b>	
	42.011 Differenzierung von Deutungsmustern	
	43.006 Passung	
	43.400 Lebenserfahrung	
	<b>Inhalte</b>	
	60.014 Didaktische Reduktion	
	60.021 Teilnehmerorientierung	
	61.500 Bewußtseinsbildung und Affektbildung	
	<b>Methoden/Arbeitsweisen</b>	
	70.001 Zusammenhang von Didaktik und Methodik	
	70.006 Methodenwechsel und Methodenkombination	
	70.010 Erwachsenengerechte Methoden	
	71.002 Pädagogische Dramaturgie	
	71.003 Das Verhältnis von Lehrzielen und Arbeitsweisen	
	71.011 Teilnehmerorientierter Arbeitsstil	
	<b>AutorInnen</b> .....	88

# 0. Vorbemerkungen

*Klaus Meisel*

Zeiten politischer und gesellschaftlicher Umbrüche sind mit Veränderungen vertrauter, kaum mehr bewußter Handlungsstrategien in privaten und öffentlichen Lebenszusammenhängen verbunden. Mit der politischen und ökonomischen Auflösung der DDR und der Übernahme des bundesrepublikanischen Systems hat sich für die Menschen in den neuen Bundesländern so ziemlich alles verändert. Die Veränderungen beschränken sich nicht auf die Prinzipien eines parlamentarisch-demokratischen und marktwirtschaftlichen Systems. Sie haben weitreichende Konsequenzen auf den Alltag der Menschen: Sie sind neuen Konsummöglichkeiten ausgesetzt, die soziale Infrastruktur wird gänzlich umgebaut, das Verhältnis zwischen privatem und öffentlichem Bereich verschiebt sich. Für jahrzehntelang angewandte Begrifflichkeiten fehlt die Wirklichkeit, das Verhältnis zur Arbeit verändert sich gravierend, im Extremfall durch die Konfrontation mit Arbeitslosigkeit usw. Bisher erfolgreiche Orientierungsstrategien müssen neu überdacht werden. Neuorientierungen im Alltag werden unumgänglich. Dieser Transformationsprozeß ist weiterhin nicht abgeschlossen.

Der sich im Zeitraffertempo vollziehende soziale, politische und wirtschaftliche Umbau in den neuen Bundesländern von einer Mangel- und Nischengesellschaft zu einer offenen, pluralistischen und demokratischen Gesellschaft verlangt von jedem Einzelnen konkrete Entscheidungskompetenzen in unterschiedlichen alltäglichen Situationen und stellt Fragen der Lebensplanung neu.

Die vorliegenden Handreichungen für KursleiterInnen bzw. ErwachsenenbildnerInnen, die das DIE-Projekt „Alltagsorientierung in den neuen Bundesländern – Unter demokratischen und marktwirtschaftlichen Bedingungen entscheiden lernen“ erarbeitete, erscheinen als Publikationsreihe unter dem Titel „Szenenwechsel im Alltag“.

Der aus der Theaterpraxis entlehnte Begriff beschreibt eine reale Situation in den neuen Bundes-

ländern: Wie beim Wechsel der Szene in einem Theaterstück wird den ZuschauerInnen eine neue situative Handlungsebene angeboten, in der die Vorgeschichte nicht überflüssig ist, sondern die neue Situation mitbeeinflusst und gleichzeitig neue Orientierungsanforderungen stellt. Die Handreichungen ermöglichen MitarbeiterInnen von Volkshochschulen sowie ErwachsenenbildnerInnen von anderen Einrichtungen auf entsprechende Bildungsanforderungen schnell zu reagieren und sie gewissermaßen dramaturgisch, d.h. erwachsenenpädagogisch strukturiert zu inszenieren.

Die Handreichungen sind keine pädagogischen Rezepte, sondern didaktische Anregungen. Sie haben einen Bausteincharakter nach innen – Kombination von einzelnen Bausteinen in einer Handreichung – und nach außen – Kombination von einzelnen Bausteinen aus verschiedenen Handreichungen. Diese Kombinierbarkeit ermöglicht ein großes Anwendungsspektrum. Die vorgelegten Praxishilfen sind Ergebnis eines zweijährigen intensiven Zusammenarbeitens zwischen den ProjektmitarbeiterInnen des Instituts, MitarbeiterInnen aus zahlreichen Volkshochschulen aus den neuen Bundesländern und ausgewiesenen ExpertInnen. Die Handreichungen wurden in vielfältigen didaktischen Werkstätten entwickelt, diskutiert und aufgrund praktischer Erfahrungen revidiert. Darüber hinaus waren sie Gegenstand einer Reihe von KursleiterInnenfortbildungsveranstaltungen.

Unser Dank gilt neben den Autoren und Autorinnen, den kooperativen Volkshochschulen und deren engagierten MitarbeiterInnen.

Das DIE-Projekt vom 1. August 1992 bis 30. September 1994 einschließlich der Drucklegung der vorliegenden Handreichungen wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft gefördert.

# 1. Einleitung

*Hermann Vornoff*

Bei den Projektbesuchen an vielen Volkshochschulen (VHS) der neuen Bundesländer (nBL) im Herbst 1992 interessierten sich die meisten zuständigen FachbereichsleiterInnen für Materialien zu Veranstaltungen der Eltern- und Familienbildung. Auf der ersten Projektkonferenz Mitte Dezember 1992 in Dresden wünschten und erarbeiteten TeilnehmerInnen aus VHS und anderen Erwachsenenbildungseinrichtungen Themen für die Eltern- und Familienbildung. Stichworte waren: „Psychologie für Eltern und Kinder; Kindererziehung; (Familien-)Kommunikation“ (Dokumentation 1993, S.30).

Deshalb und aufgrund weiterer Nachfragen aus Praxisbereichen entwickelte das vom BMBW geförderte DIE-Projekt „Alltagsorientierung in den neuen Bundesländern – Unter demokratischen und marktwirtschaftlichen Bedingungen entscheiden lernen (Alltagsorientierung)“ in seiner Reihe ‘Szenenwechsel im Alltag’ den Medienbaukasten: *Familienkommunikation, Familienthemen, Familienkonflikte*. Er ist ein innovativer Ansatz bestehend aus drei Tonkassetten und einem Begleitbuch für die Eltern- und Familienbildung in den nBL.

Das Projekt entwickelte ihn hauptsächlich als Handreichung für KursleiterInnen, die Veranstaltungen an VHS im Fachbereich ‘Pädagogik, Erziehungsfragen’ durchführen wollen. Aber auch ErwachsenenbildnerInnen bzw. pädagogische MitarbeiterInnen aus anderen Weiterbildungseinrichtungen können den Medienbaukasten vielfältig einsetzen.

Die Begriffe „Originaltonmontagen, akustische Hörbilder“ (Lay/Potting) kennzeichnen die kreativen didaktischen und methodischen Elemente dieses Konzepts eines Medienbaukastens. Umfangreiches Interviewmaterial von Familien in den nBL war die Basis, nach rundfunkjournalistischen und erwachsenenpädagogischen Maßstäben die drei Tonkassetten herzustellen. Sie ermöglichen den KursleiterInnen/ErwachsenenbildnerInnen in el-

tern-/familienpädagogischen Veranstaltungen sich neben der Vermittlung von Sachwissen auch auf eine „Bewußtseinsbildung und Affektbildung“ (Die Volkshochschule. Handbuch für die Praxis der Leiter und Mitarbeiter, Loseblatt 61.500, 1994) für die TeilnehmerInnen vorzubereiten. Das Begleitbuch enthält Beiträge, die allgemeines oder spezielles Hintergrundwissen und Deutungsangebote über den Familienalltag in der DDR *und* in den nBL für BildungspraktikerInnen bereitstellen. Im folgenden wird kurz in sie allgemeindidaktisch eingeleitet.

Wie die einzelnen Bausteine der Tondokumente und der Begleitbroschüre didaktisch und methodisch kombiniert werden können, haben die Autoren Conrad Lay und Christoph Potting neben anderen Aspekten in ihrem Beitrag beschrieben. Ihre drei didaktischen Vorschläge sind: der persönliche Einstieg über die akustischen Familienporträts, der sachliche über die tondokumentierten Themenschwerpunkte und der über die Inhalte bzw. Hypothesen des Begleitbuches. Dies gilt für verschiedene zeitorganisatorische Veranstaltungsformen, z.B. Kurs, Wochenendseminar, Einzelveranstaltung.

Die Literaturanalyse von Hermann Vornoff im Begleitbuch hat den allgemeinen didaktischen Sinn, von ihm ausgewählte familienbezogene Textpassagen aus Aufsätzen von zwei Soziologinnen, einem Psychologen und einem Erziehungswissenschaftler aus den nBL als Ergänzungsmaterial zu präsentieren. Didaktisch und methodisch ermöglicht dieses Kapitel des Begleitbuches, beim Vorbereiten einer Veranstaltung akzentuierte Thesen auszusuchen; sie können sowohl Gespräche und Diskussionen bei den TeilnehmerInnen anregen, als auch ihre Sichtweisen bzw. Deutungsmuster bestätigen oder widerlegen. Ein Beispiel ist die Hypothese des Leipziger Psychologen Schröder: „Die Eltern zogen sich aus Konflikten zurück, standen nicht mehr so konsequent hinter ihren eigenen Entscheidungen und Anweisungen. Eine Art demokratischen Aushandelns stellte sich als Beziehungstyp ein.“ (S. 13)



Eine weitere didaktische Funktion besteht darin, einige wissenschaftliche Hypothesen mit Abschnitten anderer Beiträge zu vergleichen und zu diskutieren – z.B. mit (4.7.) Die DDR-Familie ‘in der Nische’, (4.9.) Die Familie als Puffer, (6.3.) Familiäre Gewalt in der DDR, (7.4.) Die Familie als Trutzburg usw. – um methodisch vorbereitet, Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit den TeilnehmerInnen herauszuarbeiten. Ziel ist, die eigenen Interpretationen weiter zu differenzieren.

Der Beitrag von Conrad Lay mit dem Untertitel „Aktuelle Erkenntnisse der Familienforschung in Ost- und West“ basiert zum einen auf 22 biographischen Familieninterviews, aus denen die drei Originaltonkassetten entstanden und zum anderen auf den Verarbeitungsergebnissen der Fachliteratur.

Die empirische Basis der 22 biographischen Interviews ist zwar nicht im strengen Sinne repräsentativ, aber der Interviewer Conrad Lay hat bei einem späteren Besuch, nach vier Monaten, einer Familie die Originalton-Montage ihres Porträts vorgespielt. Alle vier Familienmitglieder haben sich in ihren Interviewpassagen authentisch erlebt und meinten, sie würden heute die gleichen Inhalte und Deutungen wieder äußern.

Der Beitrag ist in 10 thematische Abschnitte gegliedert, die nacheinander den VeranstaltungsteilnehmerInnen vermittelt werden können, oder die BildungspraktikerInnen können auch Schwerpunkte didaktisch auswählen. Der letzte Abschnitt „Vier Familientypen der Nachwendezeit“ sollte als differenziertes Interpretationsangebot auf jeden Fall, bezogen auf die Familienporträts, ausführlich behandelt werden.

Das Kapitel von Hannelore Karg „Kommunikation als Chance für gelingendes Leben. Ostdeutsche Familien aus Sicht der Psychologie“ gliedert sich in vier Abschnitte. Die Autorin präsentiert ausgewählte transskribierte Texte aus den 22 Interviews, um sie unter verschiedenen Aspekten als ostdeutsche Psychologin zu deuten.

Didaktisch lassen sich die schriftlichen Interviewausschnitte und Kommentare zunächst zur Textarbeit mit den TeilnehmerInnen nutzen; sie können bereits gehörte Originalaussagen noch einmal auf andere Weise aufnehmen und diskutieren oder umgekehrt nach dem Durcharbeiten der ver-

schriftlichen Interviews und Deutungen mit den zugehörigen Teilen der Tonkassette vergleichen.

Die Interpretationen der Autorin können – vielleicht auch sollen – die TeilnehmerInnen anregen und ermuntern, ihre eigenen Erfahrungen und Sichtweisen z.B. zu den Aspekten „Arbeitswelt als Bedrohung, Familie als Ablassventil; Möglichkeiten der Kommunikation“ den psychologischen Hypothesen der Autorin gegenüberzustellen.

Der Beitrag „Soll ich vielleicht alles alleine machen?“. Entstehungsmechanismen und Auswirkungen familiärer Gewalt in der Nachwendezeit“ von Ulrike Gentz ist in sechs Abschnitte unterteilt. Der informative und aspektreiche Beitrag hat nur einen indirekten didaktischen Bezug zu allen Familienporträts und Themenschwerpunkten. Eine Ausnahme bildet der Abschnitt „Familiäre Gewalt in der DDR“, der auf den akustischen Themenschwerpunkt „Gewalt“ verweist.

Beim Vorbereiten einer Veranstaltung, eines Kurses oder Wochenendseminars können gleichwohl KursleiterInnen von VHSn und ErwachsenenbilderInnen aus anderen Einrichtungen die fünf Themenblöcke – Ausgangssituation 1989; Frauenmißhandlungen – gestern und heute; Veränderungen der innerfamiliären Machtverhältnisse nach 1989; Überforderung der Familien in der Nachwendezeit; Exkurs zu Fernsehbildern in Rostock und Hoyerswerda – didaktisch und methodisch mit ausgesuchten Teilen der Tonkassetten und des Begleitbuchs kombinieren. Sie sollten dafür die ausführliche Übersicht über die drei Tonkassetten mit dem angegebenen Zeitumfang schon beim ersten Hören benutzen.

Ein größeres Kapitel des Begleitbuches ist ein Gespräch zwischen Dörthe Foertsch, Christoph Wagner und Conrad Lay über ‘Familienkonflikte und Familienkommunikation in Ostdeutschland mit den Fragen: Was hat sich seit 1989 geändert? Was ist gleichgeblieben?’. Er ist in 14 Abschnitte gegliedert, und die in den Überschriften genannten Themen erleichtern den didaktischen Zugriff für die BildungspraktikerInnen.

Sie können sich methodisch für Veranstaltungsvorbereitungen von dem detaillierten ‘Wegweiser durch die akustischen Materialien’ anregen lassen, um Kombinationsmöglichkeiten mit den Familienporträts und Themenschwerpunkten zu finden.

Es ist auch denkbar, zu versuchen, den unterschiedlichen Akzentuierungen oder sogar Auffassungen zwischen der Westberliner Familienpsychologin, dem Ostberliner Familienpsychologen und dem westdeutschen Sozialwissenschaftler (Lay) nachzugehen und sie didaktisch-methodisch für die TeilnehmerInnen einer Veranstaltung aufzubereiten.

Ein weiterer Beitrag von Conrad Lay „Die Akteure. Vorstellung der in Familienporträts- und Themenschwerpunkten auftauchenden Personen“ ist beispielhaft didaktisch vorstrukturiert. Über die Schlüsselbegriffe ‘Familiengründung; Chancen/Risiken; Kindererziehung; Kommunikation’ u.a. werden Hintergrundwissen und Deutungsmöglichkeiten für BildungspraktikerInnen und VeranstaltungsteilnehmerInnen präsentiert. – Bei jeder Vorbereitungsarbeit mit Teilen des Medienbaukastens sollte das Kapitel ‘Die Akteure’ unbedingt didaktisch und methodisch genutzt werden.

Dasselbe gilt für den folgenden Lay-Beitrag „Was finde ich wo? Ein Wegweiser durch die akustischen Materialien“.

Die „Lerneinheit ‘Familie und Arbeitswelt‘“ haben MitarbeiterInnen von VHS und ErwachsenenbildnerInnen aus anderen Weiterbildungseinrichtungen der nBL als TeilnehmerInnen einer Fortbildungsveranstaltung des Projekts in Helmstedt im Februar 1994 entworfen. Conrad Lay hat dann daraus den „Vorschlag für eine 90minütige Veranstaltung“ didaktisch und methodisch ausgearbeitet.

Zusammenfassend ist hervorzuheben, daß sich alle 11 Beiträge/Kapitel (einschließlich Tonkassetten-Übersicht) in über 80 Themen oder Stichwörter gliedern. Diese praxisbezogene allgemeindidaktische Vorarbeit der AutorInnen können und sollten die KursleiterInnen bzw. ErwachsenenbildnerInnen vielfältig bei Ihrer mikrodidaktischen und methodischen Vorbereitungs- und Nachbereitungsarbeit für Veranstaltungen nutzen.

Außerdem ist auf thematische Bezüge zur Handreichung „Generationen im Gespräch“ (Cordia Schlegelmilch) hinzuweisen. Mit Hilfe ihres detaillierten Inhaltsverzeichnisses können Kombinationsmöglichkeiten von Bausteinen schnell erkannt werden.

## **Mögliche Lernziele für VeranstaltungsteilnehmerInnen**

Das übergreifende Lehr- und Lernziel kann ein situatives Identitätslernen, unterschieden von Qualifikationslernen, sein. Diese Unterscheidung wurde zuerst im ‘Strukturplan für das Bildungswesen’ von 1970 ausgearbeitet und ist weiterhin erwachsenendidaktisch bedeutsam. „Dabei wird nicht übersehen, daß Qualifikationen auch Identität vermitteln können und daß die Identität eine hochgradig allgemeine Qualifikation ist.“ (Loseblatt 71.003)

Es wird von einem den VeranstaltungsteilnehmerInnen mehr oder weniger bewußten Kommunikationsbedürfnis über ihren Eltern- und Familienalltag ausgegangen.

Als weitere Lehr- und Lernziele ergeben sich Gedanken- und Erfahrungsaustausch, Informationsaufnahme bzw. Wissenserwerb, Fortentwicklung der Orientierungs- und Verarbeitungsfähigkeiten, behutsamer Mentalitätswandel über die bereits genannte ‘Bewußtseins- und Affektbildung’ und Erproben von Verhaltensänderungen in verschiedenen Familiensituationen vorwiegend zwischen Eltern und Kindern/Jugendlichen.

## **Bemerkungen zum Anhang**

Ab 1991 wurden viele Loseblätter aus ‘Die Volkshochschule. Handbuch für die Praxis der Leiter und Mitarbeiter’, Hrsg.: Deutsches Institut für Erwachsenenbildung (DIE) – für die VHS in den nBL umgearbeitet. Für die BildungspraktikerInnen, die den ‘Medienbaukasten: Familienkommunikation, Familienthemen, Familienkonflikte’ in Veranstaltungen einsetzen, sind die Handbucheile ‘Teilnehmer’, ‘Inhalte’ und ‘Methoden’ für die Vorbereitungsarbeit hilfreich.

Es wurden 12 Loseblätter ausgewählt, die erwachsenpädagogische Schlüsselbegriffe und Schlüsselthemen aspektreich beschreiben. Jedes Loseblatt ist lesedidaktisch durch ca. 10 Begriffe am Rand, sogen. Marginalien gegliedert, so daß alle LeserInnen auch einen gezielten Zugriff haben.

## 2. Der Medienbaukasten „Familienkommunikation, Familienthemen, Familienkonflikte“

*Conrad Lay und Christoph Potting*

Der Medienbaukasten „Familienkommunikation, Familienthemen, Familienkonflikte“ verbindet zweierlei Medien miteinander: akustische Dokumente und ein schriftliches Begleitbuch. Die Hörbilder der Kassetten und die Kapitel des Begleitbuches sind thematisch aufeinander bezogen: Was das Begleitbuch theoretisch entwickelt, stellen die Tondokumente aus der persönlichen Sicht der Betroffenen im Originalton dar. Das besondere didaktische Merkmal des Baukastenprinzips besteht in der vielfältigen Kombinierbarkeit der einzelnen Medienbausteine.

### 2.1 Die emotionale Wirkung akustischer Dokumente

Akustische Dokumente sind eine besonders emotional ansprechende Methode, sich Familienthemen und Familienkonflikten zu nähern. Denn Stimmen transportieren Stimmungen und Gefühle. Untertöne werden hörbar, die dem schriftlichen Text entgehen würden: Stimmlage, emotionale Beteiligung, Dialektfärbungen. Stimmen lösen beim Zuhörer sehr unterschiedliche Empfindungen aus: Mitleid und Beteiligung, Distanz oder gar Wut, Beklemmung oder Begeisterung.

Das gemeinsame Hören in der Gruppe – in der Bildungsveranstaltung, im Kurs, im Seminar – kann diese Wirkung noch verstärken: Welche Empfindung sendet die zu Wort kommende Frau, der Jugendliche, der Familienvater aus? Und welche Empfindungen löst dies bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einer Gruppe aus? Sich über die besondere Wirkung dieser Stimmen und Stimmungen auf verschiedene Zuhörerinnen und Zuhörer zu verständigen, kann in der Bildungsarbeit dazu beitragen, persönliche Wahrnehmungsmuster und Interpretationen bewusster zu machen. Ein solches Zuhören kann für neue Wahrnehmungen – in der Familie, im Alltag – sensibilisieren.

### 2.2 Die Auswahl der Familien

Grundlage für die akustischen Familienporträts und Themenschwerpunkte sind 22 biographische Interviews mit ausgesuchten ostdeutschen Familien. Bei der Auswahl der Familien kam es uns darauf an, eine möglichst weite Bandbreite unterschiedlicher Familientypen herauszustellen. Wir haben dabei nach folgenden Kriterien differenziert:

- nach der regionalen Herkunft der befragten Familien (Berlin-Ost, Brandenburg, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen)
- nach ihrer sozialen Herkunft (Facharbeiter, Arbeitslose, Angestellte des öffentlichen Dienstes, Lehrer, Akademiker, Freiberufler, ehemalige Funktionäre, Rentner)
- nach der jeweiligen Familienkonstellation (vollständige Vater-Mutter-Kind-Familie, Familie in Scheidung, getrennt lebende Partner, alleinerziehende Mutter)
- nach der Art der Konfliktverarbeitung (Verhandlungsfamilie, restriktive Befehlsfamilie etc.).

Allen Familienporträts und Themenschwerpunkten liegen Einzelgespräche zugrunde, die wir – zum Teil mehrfach – mit den zu Wort kommenden Familienmitgliedern geführt haben. Die Familiennamen und zum Teil auch die Ortsangaben haben wir anonymisiert.

### 2.3 Die Familienporträts

Die Gespräche mit den Familienmitgliedern haben wir zu dichten akustischen Hörbildern montiert, in denen die einzelnen Mitglieder einer Familie mit ihren jeweiligen, möglicherweise sich widersprechenden Sichtweisen zu Wort kommen. Bei der Kürzung und Verdichtung der Gesprächsausschnitte haben wir – anders als in den Themenschwerpunkten – die Ganzheitlichkeit der Personen so weit wie möglich zu erhalten versucht.

Die Porträts zeichnen ein Gesamtbild der Familiensituation: Deshalb kommen hier sehr unterschiedliche Thematiken zur Sprache. Die jeweiligen Familienkonstellationen werden in ihrem Entstehen und Werden, in Prozeß und Entwicklung deutlich. Die Betroffenen erklären aus ihrer Sicht, welche Themen und Konflikte sie für bedeutsam halten und welche Verarbeitungs- und Bewältigungsstrategien sie dafür gewählt haben.

Als Einstieg in eine Seminarreihe, zu Beginn eines Kurses oder als ‚Schnupperangebot‘ eignen sich die Familienporträts im besonderen.

## 2.4 Die Themenschwerpunkte

In den Themenschwerpunkten konzentrieren sich Themen und Konflikte, die in der Umbruchzeit seit 1989 von besonderer Bedeutung für die Familien sind, zum Beispiel: Wie wurde die Wende 1989 persönlich erfahren? Welche Konsequenzen haben die Veränderungen der Arbeitswelt auf die Familien, welche die Arbeitslosigkeit eines Partners? Haben sich die Erziehungsmaßstäbe seit der Wende verändert?

Typische Ereignisse oder besondere Phasen in den Biographien ostdeutscher Familien, in denen sich Belastungen und Bewältigungsleistungen verdichten, haben wir zu solchen thematischen Schwerpunkten zusammengefaßt. Und zwar haben wir sie in Form von Originaltonmontagen realisiert. Die Interviewausschnitte mit unterschiedlichen Personen sind so montiert, daß aus der Vielfalt individueller Verarbeitungsformen eine besondere Spannung entsteht. Die unterschiedlichen Stimmen und Stimmungen unterstützen und verstärken sie.

Während in den Montagen der Themenschwerpunkte Probleme eher schlaglichtartig zur Darstellung kommen, machen die Familienporträts diese in ihrem individuell-persönlichen Kontext verständlich.

## 2.5 Die Kombinierbarkeit der Bausteine

Der Medienbaukasten bietet unterschiedliche Zugangsmöglichkeiten zu den Familienthemen und Familienkonflikten. Während die Familienporträts einen persönlichen Zugang eröffnen, schlagen die Themenschwerpunkte einen sachlichen, themenori-

entierten Zugang vor. Eine Vertiefung beider Methoden ist über die Interpretationsangebote des Begleitbuches möglich.

Je nachdem, mit was für einer Gruppe bzw. Bildungsveranstaltung Sie es zu tun haben, können Sie den jeweils am besten geeigneten Zugang wählen. Sind für Sie einzelne Personen, ihre individuellen Problemlagen und Bewältigungsversuche von besonderem Interesse, so beschäftigen Sie sich zunächst mit einem Familienporträt. Von diesem Ausgangspunkt ist jedoch der Schritt zu den Erfahrungen in den Themenschwerpunkten nicht weit. Persönliche Konflikte spitzen sich nämlich nicht selten im Umfeld jener Fragestellungen zu, die wir konzentriert in den Themenschwerpunkten behandeln.

Sie können aber auch einen anderen Zugang wählen. Hören Sie zunächst das Kapitel eines Themenschwerpunktes: Hier interessieren Sie Konflikte und Erfahrungen im individuellen Vergleich. Wollen Sie dann in der Diskussion persönlichen Verarbeitungsstrategien näher nachgehen, greifen Sie auf die Familienporträts zurück.

Ein drittes Beispiel: Sie haben eine Seminargruppe, mit der Sie sofort einen theoretischen Einstieg wagen wollen. Dann beginnen Sie mit einem der Kapitel des Begleitbuches. Zur Vertiefung wählen Sie dann ein Porträt oder einen thematischen Schwerpunkt: Mit dem Wechsel zum akustischen Medium haben Sie die Möglichkeit, die Thesen des Begleitbuches anhand konkreter Fallbeispiele zu überprüfen.

Die drei Zugänge über

- die Tondokumente der Familienportraits
  - die Tonmontagen der Themenschwerpunkte
  - die schriftlichen Thesen des Begleitbuches
- ermöglichen noch weitere Kombinationen, je nachdem wieviel Zeit Sie zur Verfügung haben und welche Interessen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen Ihrer Bildungsveranstaltung artikulieren.

Die Familiengründung wurde in der DDR früher als im Westen begonnen und auch früher abgeschlossen. Das Durchschnittsalter ostdeutscher Frauen lag bei der Eheschließung bei 22 Jahren. Knapp die Hälfte von ihnen hatte bis zu diesem Alter bereits mindestens ein Kind geboren. Frühe Heirat und Elternschaft waren in der DDR nicht nur offiziell gewünscht und gefördert, sondern entsprachen auch einer völlig selbstverständlichen Lebensführung.

„Man braucht die Familie zum Glücklichein“, meinten im Jahr 1991 84% der Ostdeutschen, aber nur 69% Westbürger. Nur 18% der Ostdeutschen, aber 37% der Westdeutschen haben keine Kinder. Umso krasser wirkte sich die Zukunftsunsicherheit der Wende auf den Kinderwunsch aus: Seit 1989 hat sich die Zahl der Geburten im Osten Deutschlands beinahe halbiert.

Obwohl das familiäre Zusammenleben in der DDR auf vielfache Weise prämiert wurde, war die Familie doch der Gesellschaft deutlich untergeordnet. Das drückte sich nicht nur in allgemeinen Erziehungsmaximen aus („familienersetzende statt familienergänzende“ staatliche Kinderbetreuung), sondern auch in den rechtlichen Grundlagen der Familie: So formulierte § 42 des Familiengesetzbuches der DDR den erzieherischen Auftrag der Entwicklung der „sozialistischen Persönlichkeit“. Hieraus folgte, daß im Gegensatz zur „bürgerlich-isolierten“ Familie die größere Offenheit der „sozialistischen“ Familie reklamiert wurde. Zu den „Wesenszügen“ der „allseitig entwickelten sozialistischen Persönlichkeit“ gehörte auch die „Familienfähigkeit“ (Kabat vel Job / Pinther 1981).

„Die Familie war in der DDR in keiner Weise in Frage gestellt: Darin liegt ihre kulturelle Bedeutung“ (Runge 1985, S.6). Die ‚Normalbiographie‘ wurde nicht in Zweifel gezogen, aber auch nicht speziell (aus)gewählt: sie war eben ‚normal‘. Bereits der Begriff ‚Lebensplanung‘ geht vielfach zu weit: Vieles, was wie eine ‚Entscheidung‘ aussieht, hat sich im Bewußtsein der handelnden Personen ‚eben so ergeben‘. Das Leben war bereits bis zur Rente vorgeplant, da gab es keinen ‚Lebensentwurf‘ mehr zu verfertigen. Die Veränderungen in der privaten Lebensführung, die sich im Westen Deutschlands in der Individualisierung und Pluralisierung, also im parallel nebeneinander Existieren mehrerer un-

terschiedlicher Lebensformen ausdrückt, die eine (Aus)Wahl und Entscheidung verlangen, war in der DDR nicht in diesem Maße ausgeprägt.

Andererseits gab es auch in der DDR individuell ausgeprägte Lebenslagen, die zumindest in Ansätzen auf plurale Lebensstile hinweisen. So wurden in der DDR mehr Kinder von ledigen Müttern geboren (21%) als in Westdeutschland (5%) und mehr Ehen mit einem oder mehreren Kindern geschieden (68% gegenüber 47%). Sowohl der Entschluß unverheirateter Frauen, Kinder in die Welt zu setzen, als auch die Entscheidung, eine Ehe trotz Kinder wieder aufzulösen, scheinen in der DDR leichter gefallen zu sein. Zugespitzt formuliert könnte man daraus schließen: Elternschaft und Eheschließung wogen im Urteil der Ostdeutschen weniger schwer als in dem der Westdeutschen.

Hier wirkt sich sehr deutlich die unterschiedliche materielle und rechtliche Situation junger Familien, insbesondere die großzügige staatliche Unterstützung in der DDR, aus.

#### 4.2 Die Ehe in der DDR: keine Versorgungseinrichtung

Anders als Westdeutschland war die Ehe in der DDR keine Versorgungsinstitution. Das Familiengesetzbuch der DDR aus dem Jahr 1965 sah in der ehelichen Gemeinschaft eine soziale Lebensform gleichberechtigter Partner, schwächte die materiellen Abhängigkeiten ab oder rückte sie in den Hintergrund. So gehörten nach DDR-Recht alle während der Ehe erworbenen Güter beiden Ehepartnern und wurden im Falle der Scheidung geteilt.

Versorgungsansprüche gegenüber einem geschiedenen Ehepartner konnten nur in extremen Ausnahmefällen (z.B. bei schwerer Krankheit) und auch dann nur für maximal zwei Jahre geltend gemacht werden. Das Schuldprinzip war ohnehin bereits Mitte der fünfziger Jahre abgeschafft worden. Scheidung à la DDR wurde damit im Vergleich zum bundesdeutschen Recht einfach und verursachte den Betroffenen vergleichsweise geringe Kosten. Von 1960 bis 1985 hatte sich die Anzahl der Scheidungen mehr als verdoppelt. 1965 waren 2,5%, 1989 bereits 6% der Bevölkerung geschieden (Frauenreport'90, S.104). In Spitzenzeiten ging nahezu jede dritte Ehe wieder auseinander. Auch in der

DDR war die Ehe desto anfälliger für eine Scheidung, je jünger die Eheschließenden waren. In den achtziger Jahren ließen sich mehr als doppelt so viele Ehepartner innerhalb der ersten fünf Ehejahre wieder scheiden als in Westdeutschland. Die Ehescheidung war also nicht nur rechtlich möglich, sondern auch kulturell akzeptiert: Partnerwechsel im Laufe eines Erwachsenenlebens galten in weiten Kreisen mehr und mehr als normal.

Geschiedene Männer mußten in der Regel nur geringe Alimente für die leiblichen Kinder zahlen. Die meisten Scheidungen wurden allerdings dennoch – wie auch im Westen – von Frauen beantragt. Doch anders als dort konnten sich Frauen in der DDR von ihrem Partner trennen, ohne ein Absinken in Armut, einen Verlust der Wohnung oder einen Streit um das Sorgerecht befürchten zu müssen.

Eine Trennung fiel den Frauen auch aufgrund der staatlichen Mutterschaftsleistungen leichter, die in der DDR im Vergleich zu Westdeutschland wesentlich umfangreicher gewährt wurden. So dauerte der Schwangerschaftsurlaub vor und nach der Entbindung fast doppelt so lang als in Westdeutschland (zusammen 26 im Vergleich zu 14 Wochen). Zur Betreuung ihrer kranken Kindern konnten Mütter in der DDR zwanzig Tage bei voller Bezahlung zu Hause bleiben, in Westdeutschland sind es nur fünf Tage. Ab dem zweiten Kind war ein bezahltes ‚Mütterjahr‘ vorgesehen; seit 1986 wurde das einjährige Elternjahr bereits vom ersten Kind an und seit 1984 das eineinhalbjährige ab dem dritten Kind gewährt. Müttern mit mehreren Kindern blieb der Arbeitsplatz erhalten, bis das jüngste Kind seinen dritten Geburtstag gefeiert hatte (was Betriebe in beträchtliche Schwierigkeiten brachte).

Junge Ehepaare konnten günstige Ehekredite abschließen: Der zurückzuzahlende Betrag verringerte sich mit jedem Kind, die Kredite konnten ‚abgekindert‘ werden. Die zahlreichen Vergünstigungen sind als massiver Anreiz zu verstehen, damit möglichst viele Eltern sich zu dem in der DDR offiziell sehr gewünschten ‚dritten Kind‘ entschließen. Die Erhöhung der Geburtenrate war das Hauptziel der DDR-Familienpolitik seit den siebziger Jahren; auch hier stand der dauernde bevölkerungspolitische Aderlaß gen Westen und die Arbeitskräfteknappheit im Hintergrund. Die vielfachen Maßnahmen führten jedoch nicht zu einer Zunahme

kinderreicher Familien. Der Anstieg an Drittgeburten konnte den seit 1980 in der DDR rückläufigen Geburtentrend nicht verhindern: Das Ideal der Zweikind-Familie blieb – auch in den Zukunftsvorstellungen der Jugendlichen – dominant.

Die gesetzliche Regelung der Schwangerschaftsunterbrechung seit 1972 sah vor, das ‚Wunschkind‘ zum Normalfall der Familienplanung werden zu lassen. Während Geburtsbeihilfen, Wochenurlaub, Kindergeld, Subventionen für Schulessen, Kinderkleidung und Ferienlager erhöht wurden, wurden die Wochenarbeitszeiten der Mütter gesenkt. Zu den ersten Werktätigen, die um 1980 in den Genuß der 40-Stunden-Woche kamen, gehörten vollbeschäftigte Frauen mit mehreren Kindern. Berufstätigkeit und Familie sollten weitestgehend miteinander vereinbar sein.

### 4.3 Die erwerbstätige Frau

In der Arbeitsplatzgesellschaft DDR waren beinahe alle Erwerbsfähige auch erwerbstätig; über 90% der Frauen gingen arbeiten. Die Normalbiographie sah dementsprechend in der DDR einen Partnerhaushalt vor, also eine Familie, in der beide Erwachsene außerhäusig arbeiten gehen. Viele Werktätige empfanden und empfinden nachträglich ihren Arbeitsplatz (incl. der längeren Arbeitszeit) als ein zweites Zuhause. Aufgrund der langen Abwesenheit vom ersten Zuhause, der Familie, finden wir hier – verglichen mit westdeutschen Verhältnissen – eine deutlich anders gelagerte, emotionale Wertung vor.

Die ökonomische Realität zweier Arbeitseinkommen, zu der sich viele aufgrund der niedrigen Löhne gezwungen sahen, wie auch die rechtliche Stellung der Ehepartner zielten auf einen Partnerhaushalt, in dem beide Erwachsene arbeiten gehen. Dies hat die Vorstellungen der Ostdeutschen zu Ehe und Familie bis heute nachhaltig geprägt: Die Annahme, der Ehemann könne alleiniger Familienversorger sein, kommt ostdeutschen Frauen, aber auch Männern nicht selten geradezu ‚mittelalterlich‘ vor. Und doch scheint dies für viele Familien nun Realität zu werden. Das Bild, das die Mehrheit der ostdeutschen Frauen von sich selbst hat, nämlich im Berufsleben ihre Frau zu stehen, stimmt mit dem in der Nachwendezeit erzwungenen Rückzug auf Heim und Herd nicht überein. Die „halbierte Mo-

die DDR-Familie in zunehmendem Maße den Ausfall gesellschaftlicher Werte und sinnvoller Betätigungsmöglichkeit im öffentlichen Leben zu kompensieren. Das Ergebnis war ein ausgesprochen familienzentriertes Verhalten großer Teile der Bevölkerung, ein Rückzug ins Private, eine auffällige Tendenz familialer Abkapselung und Verhäuslichung. Der Volksmund faßte diesen Prozeß bündig zusammen: 'Privat geht vor Katastrophe'. Die Familie ist demnach, entgegen einstigen SED-politischen Vorstellungen, eine Art Gegenwelt zur Gesellschaft geworden. Das führte zur Überforderung der Kleinfamilie und leistete Ehescheidungen Vorschub. Ein Partner- und Familienwechsel stellte sich dabei zumindest als eine Möglichkeit dar, bei der Gestaltung des eigenen Lebens selbst Regie zu führen, sich neue Stimulanzien zu verschaffen und eine höhere Lebensqualität anzustreben“ (Gysi u.a. 1990, S.34).

### 3.3 Literatur

- Gysi, Jutta u.a.: Die Zukunft von Familie und Ehe, Familienpolitik und Familienforschung in der DDR. In: ZSE Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1990, 1. Beiheft, Burkart, Günter (Hrsg.): Sozialisation im Sozialismus. Lebensbedingungen der DDR im Umbruch, S.33-41
- Kabat vel Job, Otmar: Zum Wandel familialer Lebensformen in Ostdeutschland. In: Büchner, P., Krüger, H.-H. (Hrsg.), Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung, Opladen 1991, S.59-68
- Nickel, Hildegard Maria: Sozialisation im Widerstand? Alltagserfahrungen von DDR-Jugendlichen in Schule und Familie. In: Zeitschrift für Pädagogik 1991, H.4, S.601-618
- Schröder, Harry: Identität, Individualität und psychische Befindlichkeit des DDR-Bürgers im Umbruch. In: ZSE Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1990, 1. Beiheft, Burkart, Günter (Hrsg.): Sozialisation im Sozialismus. Lebensbedingungen der DDR im Umbruch, S.163-176

## 4. „Die Familie ist viel mehr Puffer als früher“

### Von der ‚Normalbiographie‘ zur Ausdifferenzierung in unterschiedliche Familientypen – Aktuelle Erkenntnisse der Familienforschung in Ost und West

*Conrad Lay*

Wie haben die Ostdeutschen den gesellschaftlichen Umbruch seit 1989 verarbeitet? Um darauf eine Antwort zu geben, wird man nicht nur nach gesellschaftspolitischen Einstellungen fragen, sondern auch nach individuellen, persönlichen Lebensentscheidungen im privaten Bereich: Wie haben sich die familialen Lebensformen entwickelt, wie die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, wie das Aufwachsen der Kinder, wie die Erziehungsnormen und wie die Einstellungen zu Ehe, Familie und Partnerschaft?

Als eines der gesicherten Ergebnisse der westdeutschen Familienforschung kann die Erkenntnis gelten, daß die Veränderungen familialer Lebensführungen parallel zu den Veränderungen der sozioökonomischen Struktur verlaufen sind. Mit großen regionalen Disparitäten – vor allem, aber nicht nur zwischen Stadt und Land – ist im Westen Deutschlands eine Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen festzustellen. Schrittmacher für diesen Wandel waren die großen urbanen Zentren. Obwohl Eheschließung und Gründung einer traditionellen Familie bei den jüngeren Generationen nach wie vor attraktiv sind, läßt sich immerhin festhalten: Die klassische Kleinfamilie hat in Westdeutschland ihre Monopolstellung verloren, sie ist nicht mehr Teil einer selbstverständlichen ‚Normalbiographie‘; andere Lebensformen sind ihr zur Seite getreten.

Parallel dazu stellt sich der inzwischen gesamtdeutschen Familienforschung die Frage, welche Auswirkungen der rasante soziale und wirtschaftliche Umbruch in Ostdeutschland auf die ostdeutschen Familienstrukturen hat, wie diese Veränderungen im persönlichen Erleben wahrgenommen werden, und welche unterschiedlichen Verar-

beitungsformen die Ostdeutschen hierfür gefunden haben. Wichtig erscheint uns dabei, die ganze Bandbreite der Bewältigungsformen darzustellen.

Als Ausgangspunkt möchten wir die Familiensituation in der zu Ende gehenden DDR kurz skizzieren; als zweites wollen wir nach Veränderungen und Kontinuitäten in Ehe und Familie in den Jahren seit der ‚Wende‘ zu fragen; zum dritten möchten wir schließlich einige Hypothesen über spezifische Muster der individuellen Verarbeitung und daraus sich ergebende Familientypen formulieren.

#### 4.1 Der Partnerhaushalt als Norm

Deutliche Unterschiede in der privaten Lebensführung in beiden Teilen Deutschlands ergab eine repräsentative Studie des Deutschen Jugendinstitutes, die das Bundesfamilienministerium in Auftrag gegeben hatte („Familien-Survey“ Ost und West, 1987-1992, zuletzt: Keiser 1992). Danach finden wir im Osten Deutschlands mehr Verheiratete (70% im Osten, 64% im Westen) und mehr Geschiedene, die wieder heiraten (15% im Osten, 10% im Westen), dagegen weniger Ledige bzw. Singles (19% im Osten, 29% im Westen) und weniger Partnerschaften, bei denen die Partner nicht zusammenleben (1,7% im Osten, 4,2% im Westen). Im Westen ist entsprechend der Anteil der Ein- und Zwei-Personen-Haushalte erheblich größer (34%) als im Osten (28%). Der Individualisierungsprozeß wurde in der DDR auch durch die Praktiken der Wohnungsvergabe und durch die Wohnungsnot gehemmt; so wies in den achtziger Jahren z.B. Berlin-Ost mit 31% einen weit geringeren Anteil an Einpersonenhaushalten auf als Berlin-West mit 51% (H.Bertram u.a. 1993, S.24).



Die Familiengründung wurde in der DDR früher als im Westen begonnen und auch früher abgeschlossen. Das Durchschnittsalter ostdeutscher Frauen lag bei der Eheschließung bei 22 Jahren. Knapp die Hälfte von ihnen hatte bis zu diesem Alter bereits mindestens ein Kind geboren. Frühe Heirat und Elternschaft waren in der DDR nicht nur offiziell gewünscht und gefördert, sondern entsprachen auch einer völlig selbstverständlichen Lebensführung.

„Man braucht die Familie zum Glücklichein“, meinten im Jahr 1991 84% der Ostdeutschen, aber nur 69% Westbürger. Nur 18% der Ostdeutschen, aber 37% der Westdeutschen haben keine Kinder. Umso krasser wirkte sich die Zukunftsunsicherheit der Wende auf den Kinderwunsch aus: Seit 1989 hat sich die Zahl der Geburten im Osten Deutschlands beinahe halbiert.

Obwohl das familiäre Zusammenleben in der DDR auf vielfache Weise prämiert wurde, war die Familie doch der Gesellschaft deutlich untergeordnet. Das drückte sich nicht nur in allgemeinen Erziehungsmaximen aus („familienersetzende statt familienergänzende“ staatliche Kinderbetreuung), sondern auch in den rechtlichen Grundlagen der Familie: So formulierte § 42 des Familiengesetzbuches der DDR den erzieherischen Auftrag der Entwicklung der „sozialistischen Persönlichkeit“. Hieraus folgte, daß im Gegensatz zur „bürgerlich-isolierten“ Familie die größere Offenheit der „sozialistischen“ Familie reklamiert wurde. Zu den „Wesenszügen“ der „allseitig entwickelten sozialistischen Persönlichkeit“ gehörte auch die „Familienfähigkeit“ (Kabat vel Job / Pinther 1981).

„Die Familie war in der DDR in keiner Weise in Frage gestellt: Darin liegt ihre kulturelle Bedeutung“ (Runge 1985, S.6). Die ‚Normalbiographie‘ wurde nicht in Zweifel gezogen, aber auch nicht speziell (aus)gewählt: sie war eben ‚normal‘. Bereits der Begriff ‚Lebensplanung‘ geht vielfach zu weit: Vieles, was wie eine ‚Entscheidung‘ aussieht, hat sich im Bewußtsein der handelnden Personen ‚eben so ergeben‘. Das Leben war bereits bis zur Rente vorgeplant, da gab es keinen ‚Lebensentwurf‘ mehr zu verfertigen. Die Veränderungen in der privaten Lebensführung, die sich im Westen Deutschlands in der Individualisierung und Pluralisierung, also im parallel nebeneinander Existieren mehrerer un-

terschiedlicher Lebensformen ausdrückt, die eine (Aus)Wahl und Entscheidung verlangen, war in der DDR nicht in diesem Maße ausgeprägt.

Andererseits gab es auch in der DDR individuell ausgeprägte Lebenslagen, die zumindest in Ansätzen auf plurale Lebensstile hinweisen. So wurden in der DDR mehr Kinder von ledigen Müttern geboren (21%) als in Westdeutschland (5%) und mehr Ehen mit einem oder mehreren Kindern geschieden (68% gegenüber 47%). Sowohl der Entschluß unverheirateter Frauen, Kinder in die Welt zu setzen, als auch die Entscheidung, eine Ehe trotz Kinder wieder aufzulösen, scheinen in der DDR leichter gefallen zu sein. Zugespitzt formuliert könnte man daraus schließen: Elternschaft und Eheschließung wogen im Urteil der Ostdeutschen weniger schwer als in dem der Westdeutschen.

Hier wirkt sich sehr deutlich die unterschiedliche materielle und rechtliche Situation junger Familien, insbesondere die großzügige staatliche Unterstützung in der DDR, aus.

#### 4.2 Die Ehe in der DDR: keine Versorgungseinrichtung

Anders als Westdeutschland war die Ehe in der DDR keine Versorgungsinstitution. Das Familiengesetzbuch der DDR aus dem Jahr 1965 sah in der ehelichen Gemeinschaft eine soziale Lebensform gleichberechtigter Partner, schwächte die materiellen Abhängigkeiten ab oder rückte sie in den Hintergrund. So gehörten nach DDR-Recht alle während der Ehe erworbenen Güter beiden Ehepartnern und wurden im Falle der Scheidung geteilt.

Versorgungsansprüche gegenüber einem geschiedenen Ehepartner konnten nur in extremen Ausnahmefällen (z.B. bei schwerer Krankheit) und auch dann nur für maximal zwei Jahre geltend gemacht werden. Das Schuldprinzip war ohnehin bereits Mitte der fünfziger Jahre abgeschafft worden. Scheidung à la DDR wurde damit im Vergleich zum bundesdeutschen Recht einfach und verursachte den Betroffenen vergleichsweise geringe Kosten. Von 1960 bis 1985 hatte sich die Anzahl der Scheidungen mehr als verdoppelt. 1965 waren 2,5%, 1989 bereits 6% der Bevölkerung geschieden (Frauenreport'90, S.104). In Spitzenzeiten ging nahezu jede dritte Ehe wieder auseinander. Auch in der

DDR war die Ehe desto anfälliger für eine Scheidung, je jünger die Eheschließenden waren. In den achtziger Jahren ließen sich mehr als doppelt so viele Ehepartner innerhalb der ersten fünf Ehejahre wieder scheiden als in Westdeutschland. Die Ehescheidung war also nicht nur rechtlich möglich, sondern auch kulturell akzeptiert: Partnerwechsel im Laufe eines Erwachsenenlebens galten in weiten Kreisen mehr und mehr als normal.

Geschiedene Männer mußten in der Regel nur geringe Alimente für die leiblichen Kinder zahlen. Die meisten Scheidungen wurden allerdings dennoch – wie auch im Westen – von Frauen beantragt. Doch anders als dort konnten sich Frauen in der DDR von ihrem Partner trennen, ohne ein Absinken in Armut, einen Verlust der Wohnung oder einen Streit um das Sorgerecht befürchten zu müssen.

Eine Trennung fiel den Frauen auch aufgrund der staatlichen Mutterschaftsleistungen leichter, die in der DDR im Vergleich zu Westdeutschland wesentlich umfangreicher gewährt wurden. So dauerte der Schwangerschaftsurlaub vor und nach der Entbindung fast doppelt so lang als in Westdeutschland (zusammen 26 im Vergleich zu 14 Wochen). Zur Betreuung ihrer kranken Kindern konnten Mütter in der DDR zwanzig Tage bei voller Bezahlung zu Hause bleiben, in Westdeutschland sind es nur fünf Tage. Ab dem zweiten Kind war ein bezahltes ‚Mütterjahr‘ vorgesehen; seit 1986 wurde das einjährige Elternjahr bereits vom ersten Kind an und seit 1984 das eineinhalbjährige ab dem dritten Kind gewährt. Müttern mit mehreren Kindern blieb der Arbeitsplatz erhalten, bis das jüngste Kind seinen dritten Geburtstag gefeiert hatte (was Betriebe in beträchtliche Schwierigkeiten brachte).

Junge Ehepaare konnten günstige Ehekredite abschließen: Der zurückzuzahlende Betrag verringerte sich mit jedem Kind, die Kredite konnten ‚abgekindert‘ werden. Die zahlreichen Vergünstigungen sind als massiver Anreiz zu verstehen, damit möglichst viele Eltern sich zu dem in der DDR offiziell sehr gewünschten ‚dritten Kind‘ entschließen. Die Erhöhung der Geburtenrate war das Hauptziel der DDR-Familienpolitik seit den siebziger Jahren; auch hier stand der dauernde bevölkerungspolitische Aderlaß gen Westen und die Arbeitskräfteknappheit im Hintergrund. Die vielfachen Maßnahmen führten jedoch nicht zu einer Zunahme

kinderreicher Familien. Der Anstieg an Drittgeburten konnte den seit 1980 in der DDR rückläufigen Geburtentrend nicht verhindern: Das Ideal der Zweikind-Familie blieb – auch in den Zukunftsvorstellungen der Jugendlichen – dominant.

Die gesetzliche Regelung der Schwangerschaftsunterbrechung seit 1972 sah vor, das ‚Wunschkind‘ zum Normalfall der Familienplanung werden zu lassen. Während Geburtsbeihilfen, Wochenurlaub, Kindergeld, Subventionen für Schulessen, Kinderkleidung und Ferienlager erhöht wurden, wurden die Wochenarbeitszeiten der Mütter gesenkt. Zu den ersten Werktätigen, die um 1980 in den Genuß der 40-Stunden-Woche kamen, gehörten vollbeschäftigte Frauen mit mehreren Kindern. Berufstätigkeit und Familie sollten weitestgehend miteinander vereinbar sein.

### 4.3 Die erwerbstätige Frau

In der Arbeitsplatzgesellschaft DDR waren beinahe alle Erwerbsfähige auch erwerbstätig; über 90% der Frauen gingen arbeiten. Die Normalbiographie sah dementsprechend in der DDR einen Partnerhaushalt vor, also eine Familie, in der beide Erwachsene außerhäusig arbeiten gehen. Viele Werktätige empfanden und empfinden nachträglich ihren Arbeitsplatz (incl. der längeren Arbeitszeit) als ein zweites Zuhause. Aufgrund der langen Abwesenheit vom ersten Zuhause, der Familie, finden wir hier – verglichen mit westdeutschen Verhältnissen – eine deutlich anders gelagerte, emotionale Wertung vor.

Die ökonomische Realität zweier Arbeitseinkommen, zu der sich viele aufgrund der niedrigen Löhne gezwungen sahen, wie auch die rechtliche Stellung der Ehepartner zielten auf einen Partnerhaushalt, in dem beide Erwachsene arbeiten gehen. Dies hat die Vorstellungen der Ostdeutschen zu Ehe und Familie bis heute nachhaltig geprägt: Die Annahme, der Ehemann könne alleiniger Familienversorger sein, kommt ostdeutschen Frauen, aber auch Männern nicht selten geradezu ‚mittelalterlich‘ vor. Und doch scheint dies für viele Familien nun Realität zu werden. Das Bild, das die Mehrheit der ostdeutschen Frauen von sich selbst hat, nämlich im Berufsleben ihre Frau zu stehen, stimmt mit dem in der Nachwendezeit erzwungenen Rückzug auf Heim und Herd nicht überein. Die „halbierte Mo-

derne“ (Beck 1986) Westdeutschlands wird von vielen ostdeutschen Frauen als Rückschritt empfunden; entsprechend wehren sie sich gegen die neue Rollenzuordnung, wollen diese für sich persönlich nicht wahrhaben oder sie empfinden sich bereits als Verliererinnen der Einheit.

Heute sind zwei Drittel der Arbeitslosen Frauen. Die meisten ostdeutschen Frauen – und zwar aller Generationen – werten den Verlust ihres Arbeitsplatzes als „schlimmen“ oder „sehr schlimmen“ Einschnitt in ihrem Leben. Dabei spielen übereinstimmend nicht nur materielle Aspekte eine Rolle. Ähnlich hoch schätzen ostdeutsche Frauen auch sozialkommunikative Möglichkeiten und persönliche Bewährungsfelder in ihrer Berufstätigkeit.

Die hohe Frauenerwerbstätigkeit in der DDR hatte zur Folge, daß innerhalb der Familie der Frau ein vergleichsweise hohes Maß an beruflicher Selbstbestimmung zukam. Entscheidungen über berufliche Veränderungen treffen die Frauen allein, die Männer erklären sich mit der Entscheidung einverstanden. Anders als im Westen sind sich Männer und Frauen im Osten Deutschlands darin einig, daß Mütter nach einer Übergangszeit und je nach Altersphase der Kinder wieder arbeiten gehen sollten. Der „Familiensurvey '92“ (Keiser 1992) hat dafür folgende Zahlen ermittelt: 42% der Ostdeutschen präferieren in einem Haushalt, in dem ein Kind unter drei Jahren lebt, das Modell der teilzeiterwerbstätigen Frau; im Westen sind es nur 11%. Dort befürwortet eine Mehrheit von 63% das Modell der nichterwerbstätigen Frau; im Osten Deutschlands sprechen sich dafür nur 32% aus. Wenn aus Kleinkindern Schulkinder werden, spricht sich ein Drittel der Ostdeutschen für die Vollerwerbstätigkeit von Mann und Frau aus – im Westen sind dies nur 3% -, während 47% der Ostdeutschen (gegenüber 34% der Westdeutschen) eine Teilzeitbeschäftigung der Frau vorzieht.

Im Osten Deutschlands ist die hohe Übereinstimmung bemerkenswert, die Frauen wie Männer zur Erwerbsbeteiligung in der Familie ausdrücken. Die Rolle der Frauen in der Arbeitswelt, ihre berufliche und finanzielle Selbständigkeit, kann als allgemein anerkannt gelten. Erstaunlich ist demgegenüber, daß die Anerkennung außerhalb von Heim und Herd nicht auf die geschlechtsspezifischen Familienrollen durchschlägt.

#### 4.4 Traditionelle Rollenmuster

Die auch im europäischen Vergleich außerordentlich hohe Erwerbstätigkeit der Frauen in der DDR änderte nichts an den traditionellen Rollenmustern innerhalb der Familie. Die Befragungen des Deutschen Jugendinstitutes aus dem Jahr 1992 ergaben, daß 47% der ostdeutschen Männer wöchentlich eine bis zehn Stunden für Hausarbeit verwenden, während nur 15% der Frauen mit dieser Stundenzahl auskommen. In Partnerhaushalten, also dem Normaltypus der ostdeutschen Familie, erhöht sich die zeitliche Belastung der Frauen noch: 22% der Frauen in solchen Familien sind über 40 Stunden in der Woche zusätzlich zu ihrer Erwerbsarbeit mit Hausarbeit beschäftigt. Sie leisten also eine volle zweite Schicht im Familienhaushalt. Die ostdeutschen Frauen sind damit sowohl im Vergleich zu ihren Männern als auch zu westdeutschen Frauen deutlich mehr belastet. Addiert man die Arbeitszeit von Beruf und Haushalt, so läßt sich festhalten: 52% der ostdeutschen Frauen (41% der westdeutschen) gegenüber 30% der ostdeutschen Männer (25% der westdeutschen) sind mehr als 60 Wochenstunden in Beruf und Haushalt tätig. Obwohl die meisten Frauen in Ostdeutschland erwerbstätig sind, ist der Unterschied in der Belastung zwischen Männern und Frauen im Osten sogar noch höher als im Westen Deutschlands.

Diese Ergebnisse der Familienforschung stimmen allerdings oftmals mit dem subjektiven Erleben ostdeutscher Männer nicht überein: Denn entgegen den klaren und gesicherten Aussagen der Familienforschung gehen die allermeisten Männer davon aus, daß sie einen nicht unerheblichen Beitrag zur Hausarbeit leisten. Es tut sich hier eine deutliche Kluft nicht nur zu den objektiven Forschungsergebnissen, sondern auch zum subjektiven Empfinden der ostdeutschen Frauen auf, die den Beitrag ihrer Männer eher als weniger groß ansehen. Offenbar haben wir es mit einem sehr unterschiedlichen Erwartungs- und Anspruchshorizont von Männern und Frauen zu tun. Um ein konkretes Beispiel zu wählen: Wenn ein Mann einen Staubsauger in die Hand nimmt, denkt er, er habe viel geleistet, während seine Frau an die gesamte andere Hausarbeit denkt, die an ihr hängenbleibt. Wie verarbeiten ostdeutsche Familien das Kon-

fliktpotential, das sich in solch unterschiedlichen Sichtweisen andeutet?

#### 4.5 Der Typus der starken DDR-Frau

Eine DDR-spezifische Variante, die in Westdeutschland so nicht anzutreffen ist, ist die starke Frau, die im Beruf ihre Frau steht und auch zuhause den größten Teil der anfallenden Arbeiten bis hin zu den Erziehungsaufgaben übernimmt. Sie zieht aus der Arbeit, die sie ohnehin zum größten Teil alleine leistet, eine folgenreiche, alltagspraktische Stärke. Der abwesende oder in Sachen Hausarbeit untätige Mann gerät innerhalb der Familie trotz des Fortbestehens traditioneller Rollenmuster in eine erstaunliche Schwächeposition. Aber die subtile Rollendiskriminierung der Frau bleibt.

Die Rolle des Mannes in der ‚sozialistischen Familie‘ bleibt merkwürdig blaß: Er weiß der innerhalb der Familie starken Frau wenig entgegenzusetzen. Paradoxerweise hängt das damit zusammen, daß das Modell der Gleichberechtigung in den Farben der DDR gänzlich an der Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Familie, schärfer formuliert: an der Erwerbstätigkeit des Mannes orientiert war. Die Frau sollte arbeiten gehen können wie ein Mann; sie soll werden wie ein Mann, und der Mann soll bleiben, wie er ist. Die Familienpolitik der DDR hat die Frauen verändert, die Männer kaum. Unberührt von der politisch geleiteten Umdefinition des traditionellen Frauenbildes hat sich so ein Traditionalismus im Geschlechterverhältnis erhalten.

Sicher ist eine Emanzipation der Frau, die sich den beruflich und gesellschaftlich erfolgreichen Mann als Meßlatte nimmt, gescheitert; aber darüber hinaus ist auch die Rückwirkung auf Familien- und Geschlechterverhältnisse aufschlußreich: Wenn ausschließlich die Frauen sich zu verändern haben, schafft dies im Umkehrschluß an traditionellen Mustern verhaftete, wenig aufgeschlossene Männer.

Solche Unterschiede äußern sich auch im Auseinanderklaffen von Selbst- und Fremdbildern der Geschlechter. DDR-Frauen formulierten für sich und den Mann gleichermaßen ein Bild, das allgemein menschliche Eigenschaften wie Zärtlichkeit, Kinderliebe, Zuverlässigkeit, Mut, Selbstbewußt-

sein, Anpassungsfähigkeit für beide Geschlechter beinhaltet. Das Wunschbild des Mannes war für die DDR-Frau zudem davon geprägt, daß er ein zärtlicher Liebhaber, guter Vater und versierter Hausmann, zugleich aber immer noch ein „richtiger Mann“ sein sollte (B.Bertram u.a. 1988, S.196). Das mag in sich widersprüchlich sein, aber entscheidend ist in diesem Zusammenhang, daß die Selbst- und Fremdbilder der DDR-Männer deutlich traditioneller orientiert waren. Sich selbst sahen sie eher als mutig, durchsetzungsstark, selbstsicher und entscheidungsfreudig, während die Frau mehr Häuslichkeit, Ordentlichkeit und Anpassungsbereitschaft zeigen sollte. „Emanzipiert soll Sie selbstverständlich sein, aber – wie DDR-Männer oft sagen – ‘eben nicht so sehr’“ (J.Gysi 1990, S.115).

Es speist sich aus solchen Erfahrungen – und hat nichts mit westlichem Feminismus zu tun –, wenn einzelne Frauen sogar so weit gehen, den alltagspraktisch schwachen, veränderungsunwilligen Mann als „ein weiteres Kind“ zu bezeichnen.

#### 4.6 Alleinerziehende Mütter

Es liegt nahe, daß angesichts einer solcher Beurteilung des Geschlechterverhältnisses nicht wenige Frauen auch in der Erziehung ihrer Kinder ganz auf einen Mann verzichteten – sei es von vornherein oder nach einer Scheidung. ‚Alleinerziehende-Mütter-Familien‘ waren in der DDR spätestens seit den ’70er Jahren gängige, staatlich wie rechtlich geschützte, zumindest jedoch tolerierte Lebensformen. Die Zahl der Ein-Eltern-Familien nahm noch dramatischer zu als in Westdeutschland; bereits 1981 waren es 18% aller Familien. Allerdings lebte etwa die Hälfte der Alleinerziehenden mit einem Partner zusammen.

Im Unterschied zu Westdeutschland waren die Alleinerziehenden kaum Diskriminierungen ausgesetzt. Da sie praktisch immer berufstätig waren und auch die sozialpolitischen Familienleistungen in Anspruch nehmen konnten, waren sie finanziell abgesichert. Offiziell galten unverheiratete Mütter als Ausdruck der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Frau. Die Abkehr von der Muß-Ehe wurde als „großer ideologisch-moralischer Erfolg“ (Schlegel/ Kabat vel Job 1986, S.82) betrachtet.

#### 4.7 Die DDR-Familie ‚in der Nische‘

Unabhängig vom Alter und der Art und Weise des Zusammenlebens eines Elternpaares spielten Kinder im Lebensentwurf ostdeutscher Familien eine herausragende Rolle. Die Mütterquote unter den erwachsenen Frauen lag zu DDR-Zeiten im Durchschnitt kontinuierlich über 90 Prozent. Das Zusammenleben mit Kindern galt als Bedingung für privates Glück und emotionale Zufriedenheit.

Die Krisenerscheinungen, die die späte DDR in den '80er Jahren prägten, sind auch im Verhältnis zu Kindern sichtbar: Die hohe Wertschätzung eigener Kinder als durch nichts zu ersetzender Lebenswert für beide Geschlechter erwies sich zunehmend als problematisch. Die Familie als Schutz- und Trutzgemeinschaft gegen eine widrige Außenwelt – in Form der Durchstaatlichung der Lebensbedingungen – schien sich als ein bevorzugtes Terrain der DDR-Nischengesellschaft zu eignen. „Für die DDR-Bürger war die Familie die Nische, in der man sich dem gängelnden Eingriff des Staates entziehen konnte“ (Kabat vel Job 1991, S.62). Familienforscher bezeichneten sie geradezu als eine „Gegenwelt zur Gesellschaft“ (von westdeutscher Seite: Th.Meyer 1992, S.267; von ostdeutscher Seite: J.Gysi 1990, S. 113), die „Schutzwälle gegenüber den sie umgebenden verregelten Institutionen aufbaut“ (Melzer 1991, S.81) oder als einen „inselhaften Rückzugsbereich gegenüber den allgegenwärtigen staatlichen Zugriffen und Kontrollen“ (Hübner-Funk 1993, S.358).

Es macht einen charakteristischen Teil der privaten Rückzugsstrategien von Eltern aus, den spürbaren Mangel an Sinn, Erfolg oder Wohlbefinden in allen öffentlichen Bereichen (Beruf, Politik, Reisen) in der Familie zu kompensieren. Ein „Rückzug ins Private (und) eine auffällige Tendenz zur Abkapselung und Verhäuslichung der Freizeit“ (J.Gysi 1990, S. 113) waren die Folge; der Volksmund nannte dies schlicht: „Privat geht vor Katastrophe“. In Partnerschaften, privaten Freundeskreisen und im Zusammenleben mit Kindern versuchten nicht wenige Ostdeutsche auszugleichen, was ihnen im gesellschaftlichen Raum verwehrt war. Auf solche Weise gerieten Kinder zu Kompensationsobjekten ihrer von Politik und Gesellschaft enttäuschten Eltern.

Tatsächlich waren die privaten Rückzugsräume aber recht brüchig. Das zeigte sich nicht erst seit der Wende, als Väter ihre Familien ‚gen Westen‘ verließen, Eltern ihre Kinder schutzlos im Osten zurückließen und Freundeskreise scheinbar widerstandslos auseinander fielen. Schon in den späten DDR-Jahren läßt sich diese Brüchigkeit nachweisen, auch wenn sie noch nicht offen zutage tritt.

Insbesondere im Verhältnis zur Generation der Jugendlichen klafften die Erfahrungen auseinander: Durch die Internationalisierung in Freizeit, Medien und Konsumwelt sind viele Jugendliche bereits „gedanklich“ im Westen angekommen, weshalb sie auch die geringsten Übergangsschwierigkeiten hatten, als die Schnelligkeit der Wende alle Beteiligten überraschte (Arbeitsgruppe Schülerstudie'90 S.7). Weil Eltern und Jugendliche jedoch in den achtziger Jahren „scheinbar konfliktfrei aneinander vorbeilebten“ (Kühnel 1990), wurden die in Teilen postmaterialistischen Einstellungen ostdeutscher Jugendlicher, die sie ihren Altersgenossen in Westdeutschland ähnlich machten, die Unterschiedlichkeit von Normen zwischen den Generationen und das Auseinanderklaffen von Wertvorstellungen, ja die innere Brüchigkeit der Familienkommunikation zu DDR-Zeiten nicht recht sichtbar.

Die Familie als Schutz- und Trutzgemeinschaft, wie sie in der westdeutschen DDR-Forschung – und nachträglich auch in der ostdeutschen Familienforschung – beschrieben wurde, stellt sich als interpretatorische Übertreibung heraus. So erscheint es angemessener, von einer „strukturellen Schizophrenie von Überpolitisierung des Sozialisationsalltags und ‚unpolitischem‘ Umgang mit dieser Überpolitisierung“ auszugehen (Hübner-Funk 1993, S.358). Während ein Teil der Familien durch eine doppelte Kommunikation („unter uns gesagt“) gekennzeichnet war, nahmen andere mittels emotionaler Bindung an den Staat und seine Organisationen die geforderte Einordnung vorweg.

Aber auch bei jenen, die sich des ‚Insel‘-Charakters ihrer Familien bewußt waren, können wir eine deutliche Überschätzung der innerfamilialen Kommunikation feststellen. Laut Umfrageergebnisse aus den letzten DDR-Jahren gaben immer mehr Heranwachsende an, ihre psychosozialen Grundbedürfnisse nach Zuneigung, Geborgenheit und Hilfe bei persönlichen Problemen in der Familie

nicht mehr befriedigen zu können (Kabat vel Job 1991, S.64). Sie stellen die elterliche Vorbildfunktion in Frage, unterscheiden sich in Leistungsstreben und Verantwortungsbewußtsein von Vater und Mutter und haben signifikant unterschiedliche Erziehungsvorstellungen. Schon seit Mitte der achtziger Jahre zeigte sich so ein deutliches Abbröckeln der elterlichen Autorität.

Der Außeneinflüsse abwehrende Charakter, der diesen Typus der DDR-Familie charakterisiert, schloß und schließt fehlende nahe Kommunikation nach innen hin nicht aus. Diese wird heute in aller Deutlichkeit sichtbar.

Die Aushöhlung von Beziehungen äußert sich nicht nur gegenüber Jugendlichen, sondern ist schon im Kindesalter zu diagnostizieren. Freilich wurde diese Leere zu DDR-Zeiten durch die Allversorgung und Überinstitutionalisierung der Betreuung verdeckt.

#### 4.8 Nach dem Ende der Rundumbetreuung der Kinder

Während in Westdeutschland nach den Erkenntnissen des „Familiensurveys“ (Keiser 1992) Kleinkinder im Alter bis zu drei Jahren ganz überwiegend (zu 87%) in der Familie, meist von ihrer Mutter, betreut werden, wurden in der DDR laut amtlicher Statistik 83% der Kleinkinder in die Krippe gebracht. Aufgrund des Verlustes ihres Arbeitsplatzes in der Nachwendezeit ließen viele Mütter ihre Kinder jedoch zuhause, der Bedarf an Krippen- und Kindergartenplätzen sank deshalb, viele Kindertagesstätten – ob in betrieblicher oder kommunaler Trägerschaft – schlossen oder wurden sehr stark verkleinert. Im Jahr 1992 besuchten noch 58% der bis zu drei Jahre alten Kinder eine Krippe oder einen Kindergarten.

Bei den vier- bis siebenjährigen Kindern reduzieren sich die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland; sie sind zwar auch heute noch festzustellen, aber weniger stark ausgeprägt als in der Vergangenheit. 92% der ostdeutschen Kinder dieser Altersstufe und 85% der westdeutschen besuchen einen Kindergarten.

Getreu der Maxime „Willst Du etwas für die Kinder tun, dann prüfe zuerst, ob das an der Familie vorbei gelingt“ hatte die staatliche Kinderbetreuung zu DDR-Zeiten familienersetzenden und nicht

nur familienergänzenden Charakter (Liegler 1991, S.138). Dahinter standen aber nicht nur ideologische Vorbehalte gegenüber dem bürgerlichen Refugium der Kleinfamilie, sondern zuallererst schlichte wirtschaftliche Notwendigkeiten. Die Planwirtschaft hatte während der gesamten 40 Jahre DDR stets mit Arbeitskräfteknappheit zu kämpfen. Die volle Erwerbstätigkeit auch der Frauen war daher äußerst erwünscht, ja existentielle Bedingung der Planwirtschaft. Die staatliche Rundumbetreuung der Kinder bot den Müttern die individuelle Voraussetzung dafür.

Dies drückt sich auch im zeitlichen Umfang der Kinderbetreuung aus. Während in Westdeutschland drei Viertel der Vorschulkinder in öffentlichen Kindertagesstätten bescheidene 20 Wochenstunden betreut werden und berufstätige Mütter damit ihre liebe Not haben, wurde nur ein Fünftel der ostdeutschen Vorschulkinder so kurz betreut. 43% von ihnen verbrachten bis zu 40 Stunden und weitere 14% sogar noch längere Zeit in den Kindereinrichtungen.

Auch die Nachmittagsbetreuung in Schülerhorten wurde in der Nachwendezeit stark reduziert. Während zu DDR-Zeiten die nachmittäglichen Horte von 82% der Schüler frequentiert wurden (Nachmittagsbetreuung bis zur vierten Klasse), waren es 1992 zwischen 24 und 40% der Sieben- bis Zehnjährigen.

Deutliche Unterschiede zwischen Ost und West sind auch unter den Stichworten „unbeaufsichtigt“ bzw. „von den Eltern betreut“ zu finden. 85% der westdeutschen Kinder im schulpflichtigen Alter halten sich nachmittags bei ihren Eltern, vor allem bei ihren Müttern, auf; unter den ostdeutschen Schülern sind dies nur 47%. Während im Westen Deutschlands 4% der Schüler ihren Nachmittag unbeaufsichtigt zubringen, sind dies im Osten 17%.

Das Zurückfahren der staatlichen Kinderbetreuung hat hier eine deutlich sichtbare Leerstelle hinterlassen: Berücksichtigt man zusätzlich noch, daß auch die meisten Jugendklubs im Osten Deutschlands geschlossen wurden, dann erhält man eine Ahnung davon, wie ostdeutsche Kinder heute sich selbst überlassen bleiben. Von ihren Eltern werden die auf der Straße sich herumtreibenden Kinder und Jugendliche gerne als „schon sehr selbständig“ dargestellt. Vor dem Hintergrund der schon in Vorwen-

dezeiten konstatierbaren Brüchigkeit fallen viele ostdeutsche Kinder und Jugendliche – was die innerfamiliäre Kommunikation betrifft – in ein Loch.

#### 4.9 Die Familie als Puffer: das Zusammenrücken in der Nachwendezeit

Der stürmische wirtschaftliche Umbruch, der den größten Teil der DDR-Industrie vom Markt fegte, sorgte für viel äußere Unsicherheit. Um sie nicht als innere Unsicherheit auf die Familienstruktur durchschlagen zu lassen, rückten viele ostdeutsche Familien in schweren Zeiten zusammen.

Partnerhaushalte ohne Kinder, d.h. mehrheitlich Paare im nachelterlichen Lebenszyklus über 45 Jahre, sind heute besonders stark vom Arbeitsplatzverlust betroffen. Jedoch werden die materiellen Verluste durch Vorruhestands- oder Altersübergangsregelungen abgemildert. Die Einkommenseinbußen, die trotzdem damit verbunden sind, können kurzfristig in der Übergangszeit auf Haushaltsebene aufgefangen werden.

Die große Übereinstimmung zwischen Männern und Frauen über die Erwerbstätigkeit der Frau wirkt sich heute positiv aus: Viele Frauen berichten davon, wie sie den enormen beruflichen Belastungen der Übergangszeit nur gerecht werden können, weil ihre Männer den Familienpart übernehmen (Nickel 1993, S.1133). Diese Gruppe von Frauen kann sich anscheinend auf partnerschaftliche Solidarität stützen: Das weitgehend von Männern (und natürlich von Frauen) akzeptierte ‚Vereinbarkeitsmodell‘ setzt sich hier fort. Mindestens partiell ist also ein Aufweichen traditioneller Familienarrangements zu beobachten.

Partnerhaushalte mit Kindern und Jugendlichen konnten zu Beginn der Wendezeit aufgrund der doppelten Erwerbseinkommen Wohlstandsgewinne verbuchen. Besonders in diesen Haushalten wird jedoch deutlich, daß vor allem Frauen ihre Arbeitsplätze verlieren, während viele Männer ihre Arbeit behalten können, unter anderem, indem sie nach Westberlin oder Westdeutschland pendeln. Hier zeichnet sich deutlich das Ende der DDR-spezifischen Doppelverdiener-Haushalte ab (Berger u.a. 1993, S.105f). Zum Teil kann die Familie aber die harten sozialen Konsequenzen der Arbeitslosigkeit abmildern und wirkt dadurch als sozialer Puffer.

Ähnlich wie schon zu Zeiten der Nischengesellschaft bedeutet dieses Zusammenrücken jedoch nicht nahe, enge innerfamiliäre Kommunikation. Im Gegenteil, oft werden schwelende Konflikte aufgrund der äußeren Bedrängnis nicht offen ausgetragen.

Während die in der DDR erreichte, ökonomische und rechtliche Gleichstellung der Frau zurückgedrängt wird, wird heute teilweise die Gleichberechtigung auch ideologisch als ‚SED-Marotte‘ abgetan. ‚Man‘ hat sie eben solange hingenommen, wie sie gesellschaftlich verlangt wurde. Einige Anzeichen sprechen jedoch dafür, daß die Gleichberechtigung von einem Teil der Männer nicht wirklich akzeptiert wurde.

Die bereits länger schwelenden Konflikte äußern sich besonders krass in einem Generationskonflikt mit den Jugendlichen: Es geht dabei inzwischen nicht nur um ein Abbröckeln der elterlichen Autorität und auch nicht nur um veränderte, gelockerte Erziehungsmaßstäbe, sondern gerade auch um entleerte Beziehungen, die ein Teil der Jugendlichen heute von sich aus zu einer Kommunikationsverweigerung verlängert. Für die verunsicherte nachwachsende Generation kommen verunsicherte Eltern weder als Vorbild noch als Prellbock in Frage, weil die Jugendlichen bestenfalls Mitleid mit den ‚armen Erzeugern‘ aufbringen. Sie setzen sich ab, machen sich gegenüber elterlichen Belehrungen immun, führen ihr eigenes Leben und lassen die Erwachsenen nicht mehr hineinschauen.

#### 4.10 Vier Familientypen der Nachwendezeit

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen schälen sich vier Familientypen der heutigen Umbruchzeit heraus. In Thesen gefaßt lassen sich die einzelnen Typen folgendermaßen voneinander abgrenzen:

1) *Die Risikofamilie*: Oft schon Jahre zurückreichende Konflikte finden in dem Auf- und Umbruch der Jahre seit 1989 einen Auslöser. Da die Schutz- und Trutzgemeinschaft nicht mehr notwendig erscheint, nehmen die mutigsten und aktivsten Familienmitglieder ihre neuen (Lebens-)Chancen wahr, auch auf die Gefahr hin, das sonstige familiäre Gefüge, das sich nun als entleert, wenn nicht gar störend erweist, zu unterminieren. Die Konflikte brechen auf und lassen die Familie ‚explodieren‘.

Die ökonomischen Härten des Umbruchprozesses halten diesen Familientyp nicht zusammen: Sie wirken noch nicht einmal hemmend, dazu ist das angeschwollene Konfliktpotential zu brisant. Kinder sind in dieser Situation oft hilflos sich selbst überlassen. Ihre Eltern bezeichnen sie, ihr Schuldbewußtsein überspielend, als „für ihr Alter schon sehr unabhängig“.

Die Risiken dieses Familientyps sind von ihrer Intensität her unterschiedlich stark, und auch die Bewertung dieses Familientyps dürfte je nach der Interpretation weit auseinandergehen. Tritt die Risikofamilie in verstärkter Form auf, so können wir von einer ‚Explosionsfamilie‘ sprechen. Wenn jedoch die individuellen Chancen betont werden sollen, so könnte man von einer ‚Aufbruchfamilie‘ reden.

2) *Die Verhärtungsfamilie:* Zur Abwehr des übergroßen Außendruckes (Arbeitslosigkeit, neue Alltagsnormen, veränderte Wertmaßstäbe) schließen sich die Eltern nach innen hin zusammen. Sie lassen die Außenwelt möglichst nicht an sich heran; man könnte beinahe von einer ‚Regressionsfamilie‘ sprechen.

Stellen wir gleichzeitig eine fragwürdige, bisweilen sogar völlig fehlende Kommunikation mit der jungen Generation fest (s.o.), so kann diese Verhärtung der Erwachsenen die Kinder regelrecht abstoßen. Die Panzerung gegenüber der feindlichen Außenwelt kann dazu führen, daß nichtgelöste Konflikte der Erwachsenen, die Gegenwart zu bewältigen, mit Hilfe psychologischer Übertragungsmechanismen auf die Kinder übertragen werden und diese nun die nicht ausgelebte Aggressivität der Eltern aufnehmen und unbewußt verinnerlichen. Für die Eltern wiederum ist dies ein Grund, sich – voller Abscheu – von ihren „erstaunlicherweise gewaltbereiten“ Kindern abzusetzen.

3) *Die Kontinuitätsfamilie* steht zwischen den beiden genannten Familientypen. Dieser Typus, der quantitativ am häufigsten anzutreffen ist, versucht, Modelle der ‚sanften Anpassung‘ zu praktizieren.

Diese Familien lassen sich durch die große Kontinuität – vor und nach dem Epochenbruch – charakterisieren. In der DDR-Zeit mußte dieser Familientypus kaum den Charakter einer Schutz- und Trutzgemeinschaft annehmen; die fehlende, nahe Kommunikation zu den Kindern, die in der

Vergangenheit leicht überdeckt wurde (s.o.), tritt jedoch heute zutage und führt zu Irritationen. Auch die Folgen des sozio-ökonomischen Strukturumbruchs wirken langfristig auf diesen Familientypus ein: Während die Männer – soweit nicht auch diese arbeitslos sind – aufgrund der gestiegenen Arbeitsintensität und -anforderungen (auch zeitlicher Art) sehr beansprucht sind, sehen sich die – vielfach arbeitslos gewordenen – Frauen in die Rolle einer Nur-Hausfrau gedrängt, die sie mehrheitlich ablehnen, da diese Rolle ihrer Erziehung, ihren Erfahrungen und auch ihrem bisherigen Lebensstil nicht entspricht.

Die Verlagerung aller Haushaltsverrichtungen und -verantwortlichkeiten auf die Frau, wie sie sich als Folge abzeichnet, führt zu krisenhaften Umschichtungen des Familiengefüges, die für die Zukunft zu prognostizieren, aber zunächst bei diesem Familientypus noch wenig sichtbar sind. Die Kontinuitätsfamilie möchte so tun, als ob die strukturellen Veränderungen, die auch sie – zumindest latent – betreffen, ihr persönliches Familienleben möglichst wenig beeinflussen bzw. beeinträchtigen. Je nachdem, wie gut ihr das gelingt, kann man weiter differenzieren:

Soweit die Frauen noch berufstätig sind und ebenfalls höheren Belastungen ausgesetzt sind, können sie teilweise damit rechnen, daß sich traditionelle Familienarrangements aufweichen und ihre männlichen Partner aufgrund des jahrelang erprobten Vereinbarkeitsmodells einen Teil der Familienarbeit übernehmen. Die Kontinuitätsfamilie kann insofern als sozialer Puffer wirken. Durch eine offene, interne Kommunikation wird dies erleichtert. Verhandlungshaushalte haben insofern am ehesten Chancen, abrupte Brüche abfedern zu können.

Anderen Familien (z.B. restrikten Befehlshaushalten) gelingt dies weniger; dort entspricht dem Wunsch, an der Realität, wie sie ist, festzuhalten, kein tatsächliches innerfamiliäres Arrangement. Aufgrunddessen ist so eine – noch vorläufige – Tendenz von ‚Befehls-‘ zu ‚Verhandlungshaushalten‘ zu konstatieren (siehe auch: du Bois-Reymond 1991).

Um an ihren bisherigen Vorstellungen festzuhalten (Berufstätigkeit beider Partner), sieht sich die Kontinuitätsfamilie vielfach genötigt, einen flexiblen kommunikativen Umgang zu pflegen. Kommt es in der Folge zu Rollenaufweichungen, so weniger



aufgrund des dezidierten Willens der Beteiligten, sondern oft nur ‚nolens volens‘ aus dem Wunsch heraus, an den traditionellen Vorstellungen des Vereinbarkeitsmodells festzuhalten.

4) *Die Kleinstfamilie* stellt einen Sonderfall dar: Alleinerziehende Mütter waren in der DDR ein nicht unwesentlicher, eigenständiger Familientypus (keine soziale Diskriminierung, hohe Scheidungsrate, staatliche Kinderversorgung); ihm entsprach der Typus der selbständigen, beruflich auf eigenen Beinen stehenden Frau, die einen Mann nur als ‚zweites Kind‘ empfunden hätte.

Aufgrund der Einschränkung der Betreuungseinrichtungen und der alleinstehende Frauen überdurchschnittlich betreffende Arbeitslosigkeit sieht sich die Kleinstfamilie erschwerten Bedingungen ausgesetzt. Statt des Staates greift die alleinerziehende Mutter nun auf den erweiterten Familienverband zurück: Die Generationen werden wiederentdeckt, die Drei-Generations-Familie erlebt eine Wiedergeburt. Dies geschieht nicht unbedingt freiwillig: Traditionelle Familienbande werden wieder notwendig. Im positiven Fall entdeckt die alleinerziehende Mutter sie als wertvoll, im negativen Fall erlebt sie sie als neue Abhängigkeit von den Eltern, von denen sie sich bereits abgenabelt glaubte.

#### 4.11 Literatur

- Arbeitsgruppe Schülerstudie '90: „Die sind ja genauso wie wir“. Ergebnisse einer ersten gesamtdeutschen Schülerbefragung. In: *Dialoge* 1(1990), Heft 2, S.6
- Beck, U.: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main 1986
- Beck, U./ Beck-Gernsheim, E.: *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt am Main 1990
- Beck-Gernsheim, E.: Arbeitsteilung, Selbstbild und Lebensentwurf. Neue Konfliktlagen in der Familie. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1992, Heft 2, S.273-291
- Becker, A./ Dander, A./ Scholz, K.G.: *Familie in Ost und West*, Gelsenkirchen 1992
- Becker, U. u.a.: *Zwischen Angst und Aufbruch. Das Lebensgefühl der Deutschen in Ost und West nach der Wiedervereinigung*, Düsseldorf 1992
- Berger, H./ Hinrichs, W./ Priller, E./ Schultz, A.: *Veränderungen der Struktur und der sozialen Lage ostdeutscher Haushalte nach 1990*, WZB-Papier, Berlin 1993
- Bertram, B., *Nicht zurück an den Kochtopf – Aus- und Weiterbildung in Ostdeutschland*. In: Helwig, G./ Nickel, H.M. (Hrsg.): *Frauen in Deutschland 1945 – 1992*, Bonn und Berlin 1993
- Bertram, B./ Kabat vel Job, O./ Friedrich, W.: *Adam und Eva heute*, Leipzig 1988
- Bertram, H.(Hrsg.): *Die Familie in den neuen Bundesländern. Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation*, DJI: Familien-Survey 2, Opladen 1992
- Bertram, H./ Bayer, H./ Bauereiß, R.: *Familien-Atlas: Lebenslagen und Regionen in Deutschland*, Opladen 1993
- du Bois-Reymond, M.: *Zum Wandel der Beziehungen zwischen Eltern und Heranwachsenden – ein Generationenvergleich aus niederländischer Sicht*. In: Büchner, P., Krüger, H.-H. (Hrsg.), *Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung*, Opladen 1991, S. 297 – 306
- Büchner, P., Krüger, H.-H. (Hrsg.), *Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung*, Opladen 1991
- Dölling, I.: *Frauen- und Männerbilder. Eine Analyse von Fotos in DDR-Zeitschriften*. In: *Feministische Studien*, Weinheim 1990, Nr.1, S.35-49
- Geißler, R. (Hrsg.): *Die Sozialstruktur Deutschlands. Ein Studienbuch zur Entwicklung im geteilten Deutschland*, Opladen 1992
- Globisch, H., Kupffer, H.: *Eltern müssen selber ran!* In: *Kinderschutz aktuell*, 1993, Heft 3, S.23-25
- Gysi, J.: *Familienformen in der DDR*. In: *Jahrbuch für Soziologie und Sozialpolitik*, Berlin (DDR) 1988, S.508-524
- Gysi, J.: *Frauen in Partnerschaft und Familie*. In: Schwarz, G./ Zenner,Chr. (Hrsg.): *Wir wollen mehr als ein Vaterland. DDR-Frauen im Aufbruch*, Reinbek 1990, S.90-119
- Hannover, I./Rothin,I.(Hrsg.): *Sind wir ein Volk? DDR-Reporter berichten aus Deutschland-West, BRD-Reporter berichten aus Deutschland-Ost*, Hamburg 1990
- Helwig, H.: *Frau und Familie in beiden deutschen Staaten*, Köln 1982
- Hildebrandt, K., *Die berufliche Situation in der DDR*. In: Geiling-Maul, B. u.a. (Hrsg.): *Frauenalltag. Weibliche Lebenskulturen in beiden Teilen Deutschlands*, Köln 1992. S.215-229
- Hille, B.: *Familie und Sozialisation in der DDR*, Opladen 1985
- Hübner-Funk, S.: *Kindheit und Jugend in der DDR*. In: *Deutschland-Archiv*, 1993, S.357-361
- Hofmann, M./Rink, D.: *Die Auflösung der ostdeutschen Arbeitermilieus. Bewältigungsmuster und Handlungsspielräume ostdeutscher Industriearbeiter im Transformationsprozeß*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament* 1993, Heft 26/27, S.29-36
- Kabat vel Job, O./ Pinther, A.: *Jugend und Familie*, Berlin (DDR), 1981
- Kabat vel Job, O.: *Zum Wandel familialer Lebensformen in Ostdeutschland*. In: Büchner, P., Krüger, H.-H. (Hrsg.), *Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung*, Opladen 1991, S.59-68
- Keiser, S.: *Zusammenfassende Darstellung zentraler Ergebnisse des Familiensurveys-Ost*. In: Bertram, H.(Hrsg.): *Die Familie in den neuen Bundesländern. Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation*. DJI-Familien-Survey 2, Opladen 1992, S. 19-40
- Kistler, E./Jaufmann, D./ Pfaff, A.B.: *Die Wiedervereinigung der deutschen Männer braucht keine Frauen*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, 6/1993
- Klenner, Chr., *Frauen im Erwerbsleben der DDR*. In: Geiling-Maul, B. u.a. (Hrsg.): *Frauenalltag. Weibliche Lebenskulturen in beiden Teilen Deutschlands*, Köln 1992, S.97-104
- Koerner, S., *Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Familienbildung heute*. In: *Deutsche Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (DEAE), Nachrichtendienst*, 1993, Nr.3, S.19-24

- Kreckel, H.: Geteilte Ungleichheit im vereinten Deutschland. In: Geißler, R.: Sozialer Umbruch in Ostdeutschland, Opladen 1993
- Krüger, H.-H., Haak, G., Musiol, M.: „Na ja, ich würd' gern selbständig sein...“. Biographien und Elternbeziehungen ostdeutscher Kinder. In: Der pädagogische Blick. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis in pädagogischen Berufen 1993, Nr.3, S.133 -144
- Kühnel, W.: Scheinbar konfliktfrei aneinander vorbei. Eine Retrospektive auf die Generationsbeziehungen in den 80er Jahren in der DDR. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 1990, Nr.80, S.28-39
- Lemke, Chr.: Die Ursachen des Umbruchs 1989. Politische Sozialisation in der ehemaligen DDR, Opladen 1991
- Liegle, L.: Vorschulerziehung und Familienpolitik vor und nach der Vereinigung. In: Büchner, P., Krüger, H.-H. (Hrsg.), Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung, Opladen 1991, S.137-145
- Margolls, K.: Der springende Spiegel. Begegnungen mit Frauen zwischen Oder und Elbe, Frankfurt am Main 1991
- Meier, U.: Generation auf gepackten Koffern. Erste Ergebnisse einer Befragung von Auszubildenden in ostdeutschen Städten. In: DJI-Bulletin, 1991, Heft 20, S.9-12
- Melzer, W.: Zum Wandel familialer Lebensformen in Westdeutschland, in: Büchner, P., Krüger, H.-H. (Hrsg.), Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung, Opladen 1991, S.69-87
- Metz-Göckel, S./ Müller, U./ Nickel, H.M.: Geteilte Welten. Geschlechterverhältnisse und Geschlechterpolarisierung in West und Ost. In: Jugend'92, Bd.2 (Shell-Jugendstudie), Opladen 1992
- Meyer, S./ Schulze, E.: Familien im Umbruch. Zur Lage der Familie in der ehemaligen DDR, Stuttgart 1992
- Meyer, Th.: Struktur und Wandel der Familie. In: Geißler, R. (Hrsg.): Die Sozialstruktur Deutschlands. Ein Studienbuch zur Entwicklung im geteilten und vereinten Deutschland, Opladen 1992, S.264-283
- Meyer, Th.: Der Monopolverlust der Familie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1993, Heft 1, 1993, S.23-40
- Nave-Herz, R.: Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1988
- Nickel, H.M.: Geschlechterverhältnis in der Wende. Individualisierung versus Solidarisierung? In: Deutschlandarchiv, 1993, H.10, S.1127 – 1137
- Runge, I.: Ganz in Familie, Berlin (DDR) 1985
- Oesterreich, D.: Jugend in der Krise, Ostdeutsche Jugendliche zwischen Apathie und politischer Radikalisierung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 1993, Heft 19, S.21-31
- Palentien, Chr./ Pollmer, K./ Hurrelmann, K.: Ausbildungs- und Zukunftsperspektiven ostdeutscher Jugendlicher nach der politischen Vereinigung Deutschlands. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitschrift Das Parlament, 1993, Heft 24, S.3-13
- Schlegel, U. /Kabat vel Job, O.: Junge Frauen heute, Leipzig 1986
- Scholze, S. (Leiter der Autorenkollektivs): Zur Rolle der Frau in der Geschichte der DDR, Leipzig 1987
- Schwarz, G./ Zenner,Chr. (Hrsg.): Wir wollen mehr als ein Vaterland. DDR-Frauen im Aufbruch, Reinbek 1990
- Speigner, W. (Leiter des Autorenkollektivs): Kind und Gesellschaft, Berlin (DDR) 1987
- Ueltzhöffer, J./ Flaig, B.B.: Spuren der Gemeinsamkeit? Soziale Milieus in Ost- und Westdeutschland. In: Studiengruppe Deutschlandforschung, Deutschland. Eine Nation – doppelte Geschichte, 1993, S.61-82
- Winkler, G.(Hrsg.): Frauenreport'90, Berlin 1990

# 5. Kommunikation als Chance für gelingendes Leben

## Ostdeutsche Familien aus der Sicht der Psychologie

*Hannelore Karg*

Veränderte Lebensbedingungen modifizieren notwendigerweise Kommunikationsinhalte, die durch Familieninteressen bestimmt und so in gewisser Art zusammengehalten werden, mitunter sogar in mehreren Bereichen statisch erscheinen. Dabei sollen Inhalte und ‚fehlende Inhalte‘, die konsequenterweise ebenfalls Inhalte sind, erfaßt werden, um die Kommunikation ostdeutscher Familien zu charakterisieren.

Größeren Raum nehmen bei der Bewältigung von Vergangenheit und Gegenwart der Umgang der Generationen miteinander und das Konsumverhalten ein. Die jüngere Generation verhält sich gegenüber den neuen gesellschaftlichen Gegebenheiten ungehemmter, die Eltern sind weiterhin auf traditionelles Normverhalten bedacht. Dadurch werden Beziehungen zu den Eltern mitunter entleert: Unsicherheit bei der Beantwortung von Fragen, Bewertung der Gegenwart und Vergangenheit, bei politischen Ereignissen; Resignation, mangelnde Zeit, kommunikationshemmende starke berufliche Arbeitsbelastung und Vorurteile seitens der Eltern, Ablösungsbestrebungen der Generationen scheinen hierfür weitere Ursachen zu sein. Das läßt sich am Verhältnis aller Jugendlichen zur Elterngeneration in den Porträts und Themenschwerpunkten erkennen.

Im Konsumverhalten ergeben sich entsprechend den Wünschen und finanziellen Möglichkeiten, der Abstimmung oder Nichtberücksichtigung unter-

schiedlicher Interessen häufig Kommunikationsinhalte in allen Familien. Durch die Wende ist die Befriedigung vieler Konsumbedürfnisse in den Bereich der Möglichkeiten gerückt, die wiederum vom finanziell Machbarem abhängig sind.

Was es als Erbe der Vergangenheit zu bewältigen gilt, ist weit gefächert: Umgang mit den neuen Freiheiten, unsicherere Umwelt, Wegfall herausgebildeter Normen bei der Alltagsbewältigung, Wandel in der Arbeitswelt, umbruchdeterminierte Generationsprobleme, Zukunftsorientierung, Konsumverhalten. Die Bewertung und Kommentierung politischer Ereignisse spielt hier offensichtlich eine besondere Rolle. Daneben enthält die Kommunikation in den Familien individuell bestimmte Inhalte, Fragen der Haushaltsorganisation und nicht durch den Umbruch besonders determinierte Erziehungsfragen.

‚Nicht auftauchende Inhalte‘ in der Familienkommunikation sind beispielsweise ethische und kulturelle Werte, ‚seelische Sammelpunkte‘, lebenssinntragende Gedanken. Wenn wir hier auf diese Bereiche als ‚Nichtinhalte‘ hinweisen, dann kann dies nur bedingt die Familienkommunikation charakterisieren: Vielleicht wollten die Gesprächspartner in den Interviews davon nicht erzählen? Falls es sich tatsächlich um fehlende Inhalte handeln sollte, wäre dies natürlich als Indiz für fehlende nahe Kommunikation zu werten.

## 5.1 Wendeerfahrung und ihre Verarbeitung

*Hubert Rink:*

„Auf der einen Seite zahlt man drauf, das ist im Moment die ganze körperliche Seite, bei der man draufzahlt. Auf der anderen Seite, wenn man das Geld hernimmt, die anderen Bedingungen hernimmt, das Angebot hernimmt, das ist eben das Ja, daß man gutgemacht hat, in der Richtung. Wenn man die soziale Absicherung hernimmt, wie sie früher war, hat man das – wieder ein Nein. Wenn man die reine soziale Absicherung nimmt, die früher da war in der DDR eben. Dafür auch die Möglichkeit, wenn ich mir vertraue, was auf die Beine zu stellen, hätte ich auch die Möglichkeit, jetzt was anzupacken. Das sind eben immer zwei Seiten der Medaille. Aber im allgemeinen würde ich sagen: zurück muß nicht sein, es kann bloß weitergehen, wie es jetzt ist. Die ganzen Bedingungen, wie wir sie früher hatten, da hatte man eben seine Grenzen gehabt. – Unser Junge hat den Umbruch aktiv miterlebt – ich hoffe, daß er gewinnt aus der Sache. Früher wären Lehr- und Arbeitsplätze abgesichert gewesen, auch wenn man nicht immer den Wunschplatz bekam, aber das ist heute genauso.“

*Hubert Rink:*

„Er (gemeint ist Sohn Ralf - d.V.) geht nun abends viel fort, man hat ihn ja außer Kontrolle so gut wie. Man fragt ihn ja manchmal, was so abläuft, aber sie halten sich ja teilweise bedeckt, geben gar nicht mehr so die Auskunft, aber die Sorge ist da, daß da durchaus mal die Möglichkeit besteht, bewußt - unbewußt in was reinzuschlittern. Die Kriminalität, die da im Prinzip da ist, Diebstahl und noch anderes Zeug, da war auch ein bißchen mehr Ruhe in der früheren Phase, als wie es jetzt ist. Das ist jetzt durch die ganze Sache doch am Steigen begriffen, die ganze Arbeitslosigkeit, was sich so breit macht, das ist eine Sorge, die wir durchaus haben.“

*Hannes Kallenborn:*

„Es gab da eine Schlägerei in einer Disco vor einem dreiviertel Jahr, bei der meine Tochter betroffen war. Seitdem hole ich sie dann abends in der Stadt, z.B. nach den Veranstaltungen des Musikkonservatoriums mit dem Auto ab, ist mir zu unsicher. Ich würde sagen, das ist typisch geworden, nicht nur für uns hier in

Die Vergangenheits- und Gegenwartsbewältigung erfährt eine härtere Kontrastierung als Folge der Wende im Vergleich zu den Generationen der letzten Jahre in ihrer relativ kontinuierlichen Entwicklung, wobei sich dies vorwiegend in der Gegenüberstellung des Wahrgenommenen vollzieht. Vergangenes wird als positiver, weniger positiv, schlecht zum Ausdruck gebracht, Gegenwärtiges als gut, weniger gut, manchmal fast bedrohlich. Hubert Rink antwortet auf die Frage, ob er durch die Wende draufgezahlt habe, abwägend.

Hubert Rink sorgt sich über das Anwachsen der Kriminalität und den Einfluß von Drogen. Diese Ansicht ist nachweisbar auch in anderen Interviews und scheint nach unseren Erfahrungen für viele ostdeutsche Familien zutreffend. Dabei nimmt die nie gekannte Sorge um den Arbeitsplatz auch in der Zukunftsorientierung bei vielen großen Raum ein. Das betrifft sowohl die eigene materielle Absicherung als auch die künftige berufliche Entwicklung der Kinder, wobei sich alles vor dem Hintergrund einer als unsicher empfundenen Umwelt darstellt.

Hannes Kallenborn sieht Gefährdungen im öffentlichen Leben sowohl für sich als auch besonders für seine Tochter. Er geht den Problemen (den randalierenden Jugendlichen) am besten aus dem Weg. Alles andere begreift er als Provokation.

*Cottbus. Schlimm wird immer, wenn die Jugendlichen in Gruppen auftreten und dann stark randalierend da langziehen. Da kann man also wirklich mal Angst kriegen, wenn da so eine Truppe ankommt. Denen geht man dann meistens aus dem Wege, soweit wie's möglich ist, um dann nicht irgendwo was zu provozieren.“*

*Rudolf Schindler:*

*„Man kann eben nicht mehr mitleben mit dem Kind, man lebt eben nebeneinander her. Weil ja jetzt schon die politischen Ansichten anders sind, zumindestens in der Ausführungsform, nicht so sehr in der Idee, will ich mal sagen, sondern wie man sowas durchsetzen oder wie -naja, in dem Alter ist es, weiß ich nicht, er findet es eben toll, wenn es action gibt. Auf Demonstrationen usw.“*

In vielem scheint, wie man in Ansätzen sieht, die Angst vor der unsicheren Umwelt und die Unsicherheit beim Umgang mit den neuen Freiheiten zu korrespondieren. Das betrifft u.a. die berufliche Entscheidungsfreiheit sowie neue Möglichkeiten politischen Urteilens, politischer Aktion, der Selbstinitiation, des Entwerfens eigener Lebensmuster. In der Vergangenheit war fast alles von „der Gesellschaft“ geregelt: Viele Schwierigkeiten und Unsicherheiten lassen sich darauf zurückführen.

## 5.2 Arbeitswelt als Bedrohung, Familie als Ablaßventil

*Hannes Kallenborn:*

*„Die Familie ist heutzutage, glaube ich, noch mehr das Ablaßventil für solche Spannungen, als es früher gewesen ist. Denn ich muß in der Umkehrung sagen, daß das Verhältnis zwischen den Kollegen bei der Arbeit früher ein wesentlich herzlicheres, offeneres gewesen ist und verständnisvoller als heute. Das ist heute alles ein ganzes Stückchen weggegangen. So richtig aus sich heraus gehen die wenigsten im kollegialen Bereich. Ich hab da irgendwie eine persönliche Grenze, wo ich sage, 'Leute, also bis hierher, aber hier ist nichts mehr'.“*

Einen nicht unwesentlichen Platz nehmen in der Familienkommunikation die ungewohnte Intensität beruflicher Arbeitsbelastung sowie Konflikte am Arbeitsplatz ein. Kommunikationsinhalte, die früher unter Arbeitskollegen üblich waren, werden als Folge zunehmenden Konkurrenzdenkens zur internen Kommunikation vorwiegend zwischen Ehepartnern. Das Verhältnis zum Arbeitskollegen wird unpersönlich, abgegrenzt. Dafür erhält die Familie die Funktion eines „Ablaßventils“, wie Hannes Kallenborn es ausdrückt.

*Hubert Rink:*

*„Na eigentlich, ist die momentane Anspannung, in die wir hineinkatapultiert worden sind, noch so, daß wir noch eine Zeit brauchen, um das alles zu verarbeiten. Das bedeutet einmal, daß der Arbeitsplatz, den ich jetzt habe, eine immense Zeit fordert, auch meine Freizeit fordert, um dort entsprechend Termine und Lieferungen abzusichern, und wo auch im privaten Bereich einiges im Moment hintenangestellt werden muß. Das heißt, daß die Familie ein bißl kürzer kommt, weil ich eben viel auf Arbeit bin, über die Zeit hinaus, und was*

Wie überall setzt sich auch in der Familie jene Form durch, die auf die Umweltbedingungen am besten eingeht. Die Familienform korrespondiert eng mit den gesellschaftlichen Bedingungen, sie ist auch kulturgebunden. Wir dürfen annehmen, daß mittelfristig Tendenzen aus ökonomischen Gründen zur Kleinfamilie gehen, in der der Mann für Unterhalt und die Frau in arbeitsteiliger Abhängigkeit davon für Haushalt und Kindererziehung zuständig sind. In den Porträts und Themenschwerpunkten zeigt sich, daß dieses Eingeständnis schwerfällt, daß

*eben unseren Hausumbau, unser Vorhaben betrifft, daß da einiges sich immer weiter hinausschiebt, was ich gerne in Ordnung bringen möchte, wo eben auch die Zeit da etwas zu kurz kommt für diese Baumaßnahmen. Wir hoffen, daß es eine Übergangszeit ist. Von einem Zeitraum läßt sich eigentlich schlecht sagen. Da wird man ja für sonst wie Termine gestellt hier. Ehrlich gesagt, die Rente können wir mit dem Stress und dem Aufwand nicht erreichen, das ist das Fazit, das sich so abzeichnet.“*

*Friederike Rink:*

*„Ich muß sagen, es bleibt jetzt sehr viel an mir hängen. Erstmals, daß mein Mann jetzt sehr angehängen ist mit der Arbeit. Er ist Werkzeugmacher und noch im alten Betrieb tätig, der aber privatisiert wurde. Da kommt es eben vor, daß er – wie gestern z.B. – hat er Frühschicht gehabt und abends noch einmal eine Nachtschicht. Da ist er früh erst um halb acht nach Hause gekommen, da kann ich nicht von ihm verlangen, daß er irgendwie noch sauber macht oder was. Er hängt ab und zu Wäsche auf, ich meine, wenn er da ist, machen wir es zusammen. Aber dadurch, daß ich jetzt bloß sechs Stunden arbeite, hab' ich auch mehr Zeit jetze „*

*Rudolf Schindler:*

*„. . . ich bin dann um acht aufgestanden, halb neun aufgestanden, aber ich will mal so sagen, es ist eine ganz schlimme Zeit. Äh, man hat an sich Arbeiten zu verrichten, aber man hat keinen inneren Antrieb. Machst es heute, machst es morgen. Es fehlt irgendwie der Schwung, der Elan, irgendwie ist das doch seelisch, daß man das nicht verkraftet, daß man keine Arbeit hat. Man ist zu Hause, die anderen gehen arbeiten. Ich meine, das ist schön, wenn man mal ein Jahr zu Hause bleiben kann, wenn man genau weiß, man bekommt nachher wieder Arbeit, man kann wieder arbeiten gehen, aber ist ja ungewiß. Ist schon merkwürdig, ich mein gut, ich hab mit meiner Frau immer schon den Hausstand geteilt, mit Essen kochen, abwaschen und einkaufen gehen, das ist so mein Ressort. Sie hat mit ihrer Wäsche, macht sie, ein bißl aufgeteilt haben wir das schon. Trotzdem, richtiger Hausmann ist man auch nicht, die Frau ist natürlich gründlicher“*

diese Tendenz vielmehr, wenn überhaupt, als kurzzeitig angesehen wird. Offensichtlich ist das Selbstwertgefühl der meisten Befragten damit getroffen. Denn die wirtschaftliche und soziale Lage der ostdeutschen Familien bleibt unbestreitbar schwierig. Vor allem wirtschaftliche Probleme werden zum Nährboden der Nichtüberschaubarkeit von Entwicklungen. Nichts bleibt so, wie es war.

Die Folgen des gesellschaftlichen Umbruchs erfährt auch Friederike Rink sehr hautnah. Sie unterstützt ihren Mann so gut es geht und hofft, daß ihre prekäre Arbeitssituation nicht in der Arbeitslosigkeit endet.

Rudolf Schindler ist bereits arbeitslos. Er berichtet von den psychologischen Folgen: Antriebslosigkeit, seelische Belastungen, ungewohnte Häuslichkeit.

Hannes Kallenborn:

„Und dadurch wird der Tag für mich unwahrscheinlich in die Länge gezogen, wo Zeiten dazwischen sind, wo man zwar was machen kann, aber so richtig zum Zuge hinternander ooch nicht kommt. Man gerade mal was zwischenschieben, aber irgendwie sind die Tage länger geworden, so daß wir für die Kinder am Nachmittag relativ wenig Zeit haben, früher hatten wir mehr Zeit über den Nachmittag oder konnten uns das so einrichten. Das hat sich, glaube ich, in der Entwicklung der großen Tochter sehr positiv bemerkbar gemacht. Wir müssen eben jetzt ziemlich stark daran arbeiten, daß wir auch die Kleene nicht ganz vergessen, vor lauter beruflicher Arbeit hinten runter rutschen lassen. Und das ist im Moment eine ganz schwierige Geschichte, das hinzukriegen.“

Hannes Kallenborn:

„Grundprinzip bleibt bis zum bitteren Ende der humane Gedanke. Früher war daneben auch noch der Gemeinschaftsgedanke dabei. Der Gedanke ist eigentlich damals ganz stark im Vordergrund gewesen, daß es nicht nur um einen selber geht, sondern daß das Wohl-Sein in der Gemeinschaft da reinerzogen wird. Und daß man da in der Gemeinschaft auch mal zurückstecken muß. Daß da nicht jeder der erste sein kann. Das sind diese Probleme, und die würde ich heute, aus der heutigen Sicht, doch etwas abgeschwächt sehen wollen und in der Erziehung umsetzen. Ich würde eigentlich heute neben dem humanen Gedanken auch einen Gedanken, ich sag mal, Ellenbogenegoismus mit reinbringen wollen. Zwar nicht vordergründig so, daß nur dieser Gedanke eine Rolle spielt, aber daß der in einem ganz gesunden Verhältnis, in ganz bestimmten Situationen auch da sein muß. Und auch die Fähigkeit, das zu tun an der richtigen Stelle, muß auch erziehungsmäßig eingebracht werden.“

Anja Kallenborn:

„Da hab ich eigentlich nur gefragt, dann wollte Vati was antworten und Mutti was antworten, und da haben sie sich so in die Wolle gekriegt, weil jeder was anderes gedacht hat, und da wußte ich am Schluß nicht, was ich nehmen soll als Antwort. Ich meine, das passiert öfter, daß man keine Antwort kriegt.“

In den akustischen Materialien wird deutlich, daß spezifische Beziehungsmuster, die sich in der DDR-Zeit herausgebildet haben, brüchig werden, wenngleich der einzelne sich das nicht immer eingesteht. So resümiert Hannes Kallenborn über seine veränderte Tätigkeit als Lehrer.

Die Besonderheiten der Umbruchsituation wirken sich belastend auf die Betroffenen aus. Gerade in den Familien der 30- bis 45-jährigen Eltern mit schulpflichtigen Kindern zeigen sich deutliche Spannungsfelder bei der Bewältigung der familialen Anforderungen. Der Einfluß, die Erfahrungen und der Lebensweg mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen, erworbene Denk- und Handlungsweisen, Verhaftetbleiben in der Vorstellungswelt lassen sich in allen Porträts und Themenschwerpunkten, graduell unterschiedlich, als Ursache dafür erkennen. Das drückt sich sowohl im reinen Sachgehalt als in der Wahl der stilistischen Mittel aus. Als Beleg hierfür mag der Gedankengang von Hannes Kallenborn stehen.

Die erhöhten Spannungen in der Familienkommunikation wirken sich auch auf die Kinder aus. Autorität wird brüchig, wenn die beiden Elternteile sich widersprechen. Davon berichtet Anja Kallenborn.

*Ulf Liedtke:*

*„Ich weeß bloß soviel, wie die DDR noch existiert hat, wir als Familie mehr zusammengehalten haben. Det ist alles – man wußte, man muß füreinander da sein, um nicht irgendwo in die Asche zu gehen. „*

*Tatjana Roloff:*

*„Aber die Angst, das zu machen, allein Westfernsehen zu gucken, war immens groß. Das kann man sich gar nicht vorstellen, das kann ich mir heute nicht mehr vorstellen. Also als Kind, als zehn-, elf-, zwölfjähriges etwa, und dann noch bis 14, 15 hin, als meine Eltern etwa 1600 km weg waren bei meinen Verwandten, da hab' ich auch mal umgeschaltet, aber immer die Hand dran, sie könnten ja jeden Moment kommen, so eine Angst hatte ich. Und das war dann schon eine andere Welt, die da rüberkam. Die Schüler, mit denen ich in eine Schule ging, die guckten alle Westfernsehen, und die argumentierten in der Schule ganz anders und hatten ganz andere Auffassungen.“*

Bei Ulf Liedtke klingt dieses Spannungsfeld ähnlich durch: Der früher notwendigerweise enge Familienzusammenhalt geht heute verloren, wenn einzelne Familienmitglieder sich die Freiheit nehmen, eigene Wege zu beschreiten.

Von Formen doppelter Kommunikation, die zu Formeln wie „unter uns gesagt“ führt, berichten die Geschwister Roloff. Die Kinder bilden gegenüber den Eltern eine eigene Sphäre der Kommunikation heraus: Wenn sie diese fern wännen, wagen sie Westfernsehen einzuschalten und verstoßen damit gegen die Normen, die die Eltern ihnen beigebracht haben. Das allzu strikte Moral- und Normengefüge konnte der Wirklichkeit, in diesem Fall: der Neugier der Kinder, nicht standhalten und führte zu Doppelbödigkeit in der Kommunikationsstruktur.

### 5.3 ‚Nicht-rollenkonformes Verhalten‘ und seine Auswirkungen auf Familienkommunikation

Ein sehr großer Teil des Familienlebens ist an soziale Positionen gebunden, durch soziale Normen geregelt. Gradmesser hierfür ist die Frage, ob das einzelne Familienmitglied rollenkonformes oder nichtrollenkonformes Verhalten praktiziert; letzteres führt häufig zu Störungen der Kommunikation. Rollenkonformes Verhalten entspricht immer der historisch entwickelten Rollenerwartung, abweichendes erfüllt jene kaum oder gar nicht.

In den akustischen Materialien ist abweichendes Verhalten signifikant. Erkennbar sind Brüche unterschiedlicher Intensität. Da jeder Mensch Rollen erlebt und übernimmt, beeinflusst dies direkt die Familienkommunikation. Schwierig wird die Aufgabe

immer dann, wenn – wie in der gegenwärtigen Situation – die Familienmitglieder gleichzeitig unterschiedlichen Rollenerwartungen unterliegen.

In der DDR waren bekanntlich beide Elternteile berufstätig, so daß häufig in Absprache oder nach Neigung die Rollen besetzt wurden. Heute scheint das Nur-Hausfrauen-Dasein und damit solches Rollenverständnis eine Renaissance zu erleben.

Unabhängig davon gab und gibt es natürlich die Rollenerwartungen Eltern-Kinder, Kinder-Eltern, Kinder-Kinder, die sich nach unserer Vermutung nur wenig von denen in Westdeutschland unterscheiden. Wir vermuten: wenn überhaupt, dann lediglich modifiziert.

*Hubert Rink:*

*„Zuhause fällt den Frauen die Decke auf den Kopf. Nur putzen und Herd, das ist – da war die Entwicklung, auch die Erziehung nicht da in derDDR, daß aus den Frauen Hausmädchen gemacht worden sind, also das – dafür sind sie nicht erzogen und auch nicht hin-*

Hier Beispiele aus der Familie Rink (Themenschwerpunkte „Kindererziehung und Kommunikation“ sowie „Hausarbeit und Doppelbelastung“). Sie hatte nach ihren Aussagen eine Partnerschaftsbeziehung entwickelt, die durch beiderseitige berufliche Tätigkeit bestimmt war. Durch die sehr starke



eingewachsen. In der Generation, in der wir hier sind, die wir reine DDR-Kinder sind, hatten die Frauen in der Gesellschaft eine ganz andere Bedeutung, als wie sie in der altbundesdeutschen Gesellschaft vielleicht da ist. Die Frau war ja verplant mit in der Industrie. Ohne Frau wäre ja vieles nicht gelaufen. Und das ist eben das, was die Frauen nicht unbedingt einbüßen wollen. Das ist eine Sache, wo ich sagen muß, da büßen sehr viele Frauen jetzt ein. Wir haben uns ergänzt zuhause. Wir haben uns ergänzt. Ich hatte genau meine Anteile hier in dem Haushalt. Gewaschen hab ich, gewischt, also – jede Arbeit wie eine Frau im Prinzip, Wäsche abgenommen, Wäsche aufgehängt. Bestimmte Sachen, also Fenster geputzt hab ich nicht, also da hat die Frau schon – bestimmte Arbeiten gehabt, die sie da gemacht hat. Konflikte haben wir jetzt auch mit unserem Jungen. Man hat eben in einem gewissen Alter Lebenserfahrung gesammelt, die man gerne an seinen Nachwuchs weitergeben möchte. Das ist ja das Problem, daß der Nachwuchs dann sagt, 'das waren deine Lebenserfahrungen, laß mich mal meine selber machen'. Von der Erziehung her war ich beim Jungen eigentlich ein bißl intensiver, hab versucht, ihn intensiver zu beeinflussen, das hab ich bei der Tochter dann, mache ich heute nimmer so. Das merkt man auch, die Tochter hängt vielleicht mehr an mir, weil ich nicht so intensiv war wie beim Jungen. Der Junge ist ein bißl – da ist die Differenz zu mir ein bißl größer, als wenn ich jetzt von der Tochter her zu mir gehe. Das hat sich vielleicht ergeben, daß der Junge vielleicht zu straff von mir angepackt worden ist, ein bißchen zu autoritär in mancher Situation. Wo man hinterher gesagt hat, 'laß es mal lieber'."

*Friederike Rink:*

„Es ist hoffentlich nur eine Altersphase, daß unser Junge sich mit Gleichaltrigen eher treffen will als mit uns Eltern. Man muß sich erst mal dran gewöhnen, er will ja jetzt nicht mehr mit in den Urlaub fahren. Das sind eben solche Sachen, wo man langsam denkt, irgendwann verliert man ihn doch einmal, es ist nicht mehr so weit hin. Da tut er sich nun ooch schon äußern, 'wenn ich 18 bin, nehme ich mir eine Wohnung.'“

Arbeitsbelastung des Vaters und die Teilzeitbeschäftigung der Mutter in den Nachmittagsstunden hat sich heute das Rollenverhalten in seiner Auswirkung auf die Kommunikation gewandelt: Haushalt und Kindererziehung werden ausschließlich zu Angelegenheiten der Frau. Der halbwüchsige Junge entflieht aus dem Elternhaus in die Clique. Beide Elternteile sind über die neue Rollenaufteilung nicht glücklich, sehen sie auch nicht als endgültig an. Aber wie lange der prekäre Zustand andauert, können sie nicht sagen. Sowohl bei Hubert Rink wie bei seiner Frau Friederike klingen Zukunftsängste durch: Sie ist ganz unmittelbar von Arbeitslosigkeit bedroht, aber er – trotz seiner zahlreichen Überstunden – mittelfristig auch. Doch sehen sie keine Möglichkeit, dies zu ändern.

Zu diesen Existenzsorgen kommen Ängste um die Entwicklung ihres bisher sehr braven, 15jährigen Sohnes. Wie bei der Arbeit scheinen ihnen auch in den persönlichen Beziehungen die Dinge aus dem Ruder zu laufen. Da die Ursache für diese beiden Prozesse mit der Einführung der Marktwirtschaft und ihren Begleiterscheinungen zusammenhängt, wird vieles, was aus dem Westen kommt von den Rinks nun als bedrohlich und übermächtig interpretiert.

Das denkt die Mutter über die neuen Gewohnheiten ihres Sohnes. In ihren Äußerungen kommt Besorgnis zum Ausdruck. Gleichzeitig zeigen sich deutlich Generationsprobleme. Altersspezifische Ablöseerscheinungen mischen sich mit der Umbruchsituation, die unterschwellig durchklingt.

Ralf Rink:

„Mein Vati arbeitet ja teilweise auch nachts. Mutti hat jetzt die ganze Verantwortung, die beiden lassen mir viel Spielraum. Ich geh fast jeden Tag fort. Jede Woche gibts Disko bis in die frühen Morgenstunden, bei manchen Familien gibt's das nicht. Wir haben so unseren Treff, da geh ich so um viere, fünfe am Nachmittag hin, komm um neune abends wieder nach Hause. Später komm ich nicht, weil da in unserem Treff nichts mehr los ist, da wird's langweilig.“

Christian Liedtke:

„Wenn ich jetzt Mist baue, daß ich jetzt was nicht richtig gemacht habe, naja dann ist klar, daß sie dann die Zügel etwas enger ziehen. Ansonsten habe ich meine Freizeit, die ich so brauche. Ich hab eigentlich noch nie großartig mit meinen Eltern über private Dinge gesprochen. Es sei denn, wat Schule angeht, det ja. Ansonsten weiter nischt. Das hab ich noch nie gemacht, soweit ich mich entsinnen kann. Ich weeiß halt nicht, wie meine Eltern darauf reagieren.“

Christian Liedtke:

„Die Jugendweihe ist bei mir zuhause ausgefallen. Weil ich drei Tage vorher Scheiße gebaut habe. Ick hab det Bad, d.h. nicht ich, ein Kumpel von mir, wir haben an meinem Fahrrad gebaut, der hat sich bei mir die Hände gewaschen, da war die Wanne dreckig und ich hab mich geweigert, die Wanne sauberzumachen. Da hat Mutti gesagt, fällt Jugendweihe aus. Da ist sie ausgefallen. Was sollt ich dagegen machen? Gar nischt, ich hab mich auf mein Bett geschmissen und geheult. Mutti verpaßt mir Stubenarrest. Der Vater nicht. Der meckert bloß rum. Und sie sagt dann nur, 'ne Woche Stubenarrest', oder zwei oder drei oder vier. Je nachdem, was ich gerade gemacht hab. Aber daß Jugendweihe ausfällt, war das Schlimmste. Vater sagt weniger, er sagt gar nichts, da gibt's bloß Haue. Dann ist jut.“

Annegret Schindler:

„Ich hab das allet nicht so verbissen gesehen (gemeint ist Haussuchung wegen Straffälligkeit des Sohnes - d.V.), weil ich ja weiß, daß die Kollegen von der Polizei auch bloß ihre Pflicht tun, und wir ben auch ein ordentliches Elternhaus, ja nicht daß er – also ich

Sohn Ralf entwickelt in den Augen der Eltern ein nicht mehr rollenkonformes Verhalten – sie waren bisher einen ‚braven‘ Sohn gewohnt – , doch der Junge hält sich bedeckt, sucht Kommunikation im Kreis der Freunde. Ralf Rink bestätigt das.

Bei der Familie Liedtke finden wir starke Abweichungen gegenüber der allgemeinen Rollenerwartung. Nach mehreren Ausbruchversuchen von Gundula Liedtke in den Jahren 1990 bis 1993 ist die Familie heute in Auflösung begriffen.

Sohn Christian weiß durchaus, was seine Eltern von ihm erwarten: Sein Rollenverständnis wird in der Anerkennung der Erzieherfunktion der Eltern deutlich. Daraus wird deutlich, daß Rollen nicht ausreichend besetzt, nahe Kommunikationen in der Familie gestört, Beziehungen entleert sind. Ein Beispiel dafür, wie Abweichungen von der Rollenerwartung weitere Folgen nach sich ziehen.

So werden seitens Gundula Liedtke nach strengem Regelsystem Bestrafungen verhängt.

Der autoritäre Erziehungsstil, die Unangemessenheit der Bestrafung, überhaupt die Bestrafung – dies alles läßt sich als Indiz für fehlende nahe Kommunikation interpretieren.

In der Familie Schindler hat sich die Kommunikation stark verschlechtert. Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern scheinen entleert, nachdem die Eltern mit ihren Erziehungsmaßnahmen offensichtlich gescheitert sind. In dem Familienporträt gibt es Hinweise, daß ambivalenter Erziehungs-

*hab mich da nicht geschämt, muß ich mal sagen, und der eine Beamte hat dann gesagt, daß der Staatsschutz ermittelt. Sie haben Svens Zimmer durchsucht, drei Uhr morgens war das.*

*Bei uns macht jeder so ein bißchen sein Ding. Die Daniela ist besonders weg von uns, der Sven vielleicht nicht mal so sehr wie die Dany, die Dany ist eben ein Typ, der sich viel mit sich selbst beschäftigt und die ooch sehr viel mit Freunden, ja, unterwegs ist, und die auch ständig allein im Zimmer ist. Hat sie immer so gemacht. Sie ist in der Beziehung so ein bißchen wie ich. Ich bin auch sehr gerne allein. Bei ihr ist das extrem ausgeprägt.“*

*Rudolf Schindler:*

*„Ich bin mehr für Familie. Ich geb viel dafür, wenn die Familie zusammen ist. Grade bei Daniela ist es so, die hat ihre eigene Welt, ihr Zimmer, ihr Radio, liest gerne, oder sie schmökert, hat auch ihre Freunde, die kommen, aber im großen und ganzen – bei uns hält sie sich weniger auf. Wobei wieder Sven, wenn er da ist, mehr bei uns ist. Manchmal kommt das Familienleben in der Hinsicht zu kurz, diesen Umgang hat Sven erst jetzt, also nach der Wende, wa. Ich meine, wir waren in der Umbruchzeit mit unseren Problemen beschäftigt, und vielleicht liegt auch eine Ursache darin, daß unsere Kinder mit dem eben ooch fertig werden mußten und daß sie also nicht richtig bewältigt haben oder vielleicht doch die Unterstützung gefehlt hat.“*

*Annegret Schindler:*

*„Es ist ja auch so, daß unser Sohn z.B. ja völlig hemmungslos ist uns gegenüber, völlig distanzlos, sag ich immer. Also die Schwelle, die er früher nie überschritten hat, im Respekt oder in der Achtung oder so, die ist ja längst überschritten. Man fühlt sich ja auch dem Sohn hilflos ausgeliefert, in seinen Worten, in seinem Verhalten – also völlig distanzlos, ja. Man muß sich Sachen sagen lassen, da frag ich mich ernsthaft, also als Mutter, womit habe ich das verdient? Und hab ich das nötig, mich von meinem Sohn beschimpfen zu lassen? Aber wat, wat mach ich eigentlich in der Praxis dagegen? Du kannst eigentlich nischt drauf machen, du mußt nur das Beste draus machen, jeden Tag versuchen, jut über die Runden zu bringen, nur zu warten,*

stil (hinwendendes Verstehen und einschränkendes Anweisen) früher vorherrschten. Die Eltern resignieren jetzt, versuchen die Ereignisse im Zusammenhang mit ihrem Sohn Sven zu bagatellisieren (Strafverfahren und Hausdurchsuchung). Sprachgestus, Stimmlagen, Zwischentöne weisen darauf hin, daß sie innerlich sehr darüber betroffen sind. Gewalt scheint nun von den Kindern gegen die Eltern zu gehen. Annegret Schindler nimmt ihren Sohn schließlich als distanzlos, bedrohlich wahr, hofft, daß Sven eine Lehre findet und nach Beendigung wegzieht. Sie spricht davon leise, emotional gebrochen, bekennt ihr Resignieren offen. Es sind Ansätze vorhanden, die darauf verweisen, daß es nahe Kommunikation auch in der Vergangenheit kaum gab, daß dies durch das Wirken anderer Erziehungsträger verdeckt wurde. Rollenkonformes Verhalten ist zwischen Eltern und Kindern fast nicht mehr erkennbar. Die Entleerung der Eltern-Kinder-Beziehung zeigt sich auch bei Tochter Daniela: Sie hält sich fast ausschließlich in ihrem Zimmer auf und entzieht sich dem Gespräch mit den Eltern.

Es scheint widersprüchlich, daß Sohn Sven sich manchmal am gemeinsamen Fernsehempfang der Eltern beteiligt, ohne daß die Sendungen seinen Interessen entsprechen oder die Eltern ihn einbeziehen. Dies ist als Hinweis darauf zu verstehen, daß zum gegenwärtigen Zeitpunkt von seiten des Sohnes Kommunikation noch gewünscht, aber schon gestört ist.

Ansätze zu politischen Themen gibt es zwischen Sven und den Eltern: Der von allen geteilte ‚Antifaschismus‘ ermöglicht es dem Sohn, die Eltern unter Druck zu setzen. Sven rechtfertigt seine Aktionen gegenüber seinen Eltern damit, daß er im Gegensatz zu ihnen wenigstens etwas tue, was diese nicht bestreiten können. Sie wissen sich von den Intentionen her mit ihrem Sohn einig, nicht aber mit den gewalttätigen Folgerungen, die er daraus zieht. Doch die Gespräche darüber führen regelmäßig zu Streit, die Kommunikation endet in einer Sackgasse.

Um überhaupt irgendwie als Familie zusammenleben zu können, beschränken die Schindlers die Kommunikationsinhalte auf äußerliche Fragen der Organisation des Zusammenlebens.

bis der nächste große Abschnitt kommt, nämlich daß er eine Lehre findet, daß die Lehre beendet ist und daß man dann vielleicht die Hoffnung hat, naja, (wird leise) daß er auszieht.“

Sven Schindler:

„Das hat keen Sinn mehr, sich mit den Eltern auseinanderzusetzen, ich werd' sowieso ausziehen bald, in zwee bis drei Jahren. Also spätestens mit 19, bestimmt. Nee!“

Sven Schindler sagt, er rechne nicht mit Besserung im Verhältnis zu seinen Eltern. Ob er wirklich die familiäre Kommunikation aufgegeben hat, erscheint jedoch aufgrund der Äußerungen der Eltern fraglich.

Daniela Schindler:

„Ich finde gut, daß sich mein Bruder für seine Meinung einsetzt. Von Gewalt halte ich persönlich überhaupt nichts, rein gar nichts. Dat bringt doch nichts, wenn ich jemand zusammenhaue. Da ist mein Bruder anders. Ich unterhalte mich nicht oft mit meinem 'Atze', streite mich nicht mit meinem Bruder. Ich rede auch kaum mit meinen Eltern, dadurch weeiß ich jetzt auch nicht, über wat ich mit meinen Eltern rede oder nicht rede oder reden würde, ich weeiß nur, wenn Vater wieder mit meinem Bruder rumstreitet, wat nun jut an seinen Straftaten und was nun nicht gut an seinen Straftaten und wie seine Meinung ist, da setze ich mich natürlich für meinen – für Sven ein. Als er dann z.B. abends aus der Untersuchungshaft kam, hab ich gesagt, 'ich hab dich vermißt, wa'“.

Daniela Schindler berichtet über ihre Beziehungen in der Familie: Kommunikation scheint kaum vorhanden zu sein, wohl aber Emotion gegenüber dem Bruder. Daniela fragt zwar nicht nach, was von den Straftaten des Bruders zu halten ist, aber sie hält – ungefragt, scheinbar bedingungslos – zu ihm. Im Streit mit den Eltern hält sie zu ihrem Bruder.

#### 5.4 Möglichkeiten der Kommunikation als Chance für gelingendes Leben

Bei der psychologischen Interpretation von Porträts und Themenschwerpunkten stellte sich das Problem, die sprachlichen Präsentationen, die nonverbalen eingeschlossen, der zu Wort kommenden Akteure in ihren Sachbedeutungen zu ordnen. Folgende Schlußfolgerungen für die innerfamiliäre Kommunikation ergeben sich hieraus:

Wirklich nahe Familienkommunikation findet nur in geringem Maße statt. Veränderungen lassen sich nicht einfach herbeiführen, weil die eingeübten Bedingungen der Familienkommunikation früher andere waren.

Der Rahmen für Familienkommunikation war zu DDR-Zeiten durch spezifisches Abgrenzungs- und Austauschverhalten unter Bedingungen einge-

schränkter Öffentlichkeit gegeben. Das förderte bei der Kindergeneration mitunter Ablehnung der Erziehungsträger, erst schleichend, dann offener, schließlich Überschreitung der Grenzen zur Eltern- oder Erwachsenen-Generation oder führte zur Desorientierung bezüglich moralischer Werte, belastete die noch vorhandene familiäre Kommunikation.

Eine Ausdifferenzierung der Partner- und Familienbeziehungen vollzieht sich unter den heutigen Gegebenheiten anders. Hier liegt meines Erachtens nach auch eine Chance für gestaltende Kommunikation in der Familie. So sollten wirksame Strategien zur Verbesserung der nahen Kommunikation entwickelt, vermittelt, angewendet werden.

Dabei läßt sich die vielfach vertretene These, daß

die DDR-Familie als Schutz- und Trutzgemeinschaft eine enge, nahe Kommunikation pflegte, wie man sieht, nur teilweise halten. Wahrscheinlich liegt dieser Annahme eine Überschätzung der innerfamilialen Kommunikation zugrunde. Andererseits muß gesagt werden, daß ein Außeneinflüsse abwehrender Charakter fehlende nahe Kommunikation nach innen nicht ausschließt. (Strenge Normen könnten solche Abgrenzung ebenfalls bewirken.)

Man kann heute sagen, daß Rudimente alter innerer Kommunikationsgewohnheiten, die aus repressiven DDR-Bedingungen resultieren, in den Familien langsam verschwinden, neue interne sich hingegen aufbauen. Ursache dafür scheint u.a. Konkurrenzdenken zu sein. Innerhalb der in den akustischen Materialien zu Wort kommenden Familien werden drei Formen von Kommunikationsverhalten sichtbar:

1) ein geringer Anteil im aktiven Kommunizieren (gegenseitiges Beraten, gemeinsames Suchen als Chance für das Gestalten familiärer Sinninhalte),

2) häufige Kommunikationsverweigerung mit passivem Abwarten in unübersichtlichen Situationen (vielleicht Nachwehen angelesenen Verhaltens aus der DDR-Zeit) und

3) angreifendes, verletzendes Kommunizieren (Ergebnis u.a. von Überforderung, möglichen Identitätskrisen, geringer naher Kommunikation).

Das zweite und dritte Kommunikationsverhalten überwiegt.

Dies beweist und vergrößert nach meiner Meinung auch das Vorhandensein teilweise entleerter familialer Beziehungen. Solche wurden vermutlich in der Vergangenheit im Zuge staatlicher Allversorgung verdeckt bzw. durch proklamierte gesellschaftliche Ziele für den einzelnen in ihrem Wirken eingeengt, verdrängt, überspielt.

Heute ergibt sich die Frage, ob die gesellschaftliche Vergangenheit im Zusammenhang mit der erlebten Gegenwart nicht hinderlich ist für die Befähigung zum Gestalten einer guten, nahen Familienkommunikation.

In Verbindung damit ist auch der Generationskonflikt zu betrachten. Es geht dabei nicht nur um tendenziell entleerte Beziehungen, die Jugendliche

zu einer Kommunikationsverweigerung verlängern, sondern auch um Bruch von Wertvorstellungen, Abbröckeln elterlicher Autorität, veränderte, meist gelockerte Erziehungsmaßstäbe. Die Kinder setzen sich ab, machen sich gegenüber elterlichen Belehrungen immun, führen ihr eigenes Leben und lassen die Erwachsenen nicht mehr hineinschauen. Eltern resignieren. Auswirkungen ergeben sich aus dem beiderseitigen Rollenverhalten. Eine solche andauernde emotionale Entfremdung und damit Kommunikationsstörung – das gilt für Ehepartner, Geschwister und Generationen innerhalb der Familien – kann leider durch Fehlverhalten aller gefördert werden. Festzustellen sind Verstärkungen bei der Abgrenzung zwischen Eltern und Kindern sowie zwischen Kindern und Eltern. Umso notwendiger sind Bemühungen, gute soziale und psychologische Grundlagen für Familienkommunikation, für gelingendes Leben zu schaffen.

Da ethische, kulturelle Werte, lebenssinntragende Gedanken, ‚seelische Sammelpunkte‘ offensichtlich nicht oder nur gering in der Familienkommunikation auftreten, ergibt sich die Frage, ob es nicht zweckmäßig ist, in der Bildungsarbeit auch dieser Problematik Beachtung zu schenken.

## 5.5 Literatur

- Bertram, H. (Hrsg.): Die Familie in den neuen Bundesländern. Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation, DJI: Familien-Survey 2, Opladen 1992
- Bundesamt, Statistisches (Hrsg.): Datenreport 1992, Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1992
- Cohn, R., Farau, A.: Gelebte Geschichte der Psychotherapie. Zwei Perspektiven, Stuttgart 1987
- Estel, B.: Soziale Vorurteile, soziale Urteile, Opladen 1983
- Helwig, G.: Jugend und Familie in der DDR, Köln 1984
- Hettlage, R.: Familienreport, München 1992
- König, R. (Hrsg.): Grundlegende Methoden und Techniken der Sozialforschung. Erster Teil, Stuttgart 1973
- Sprantz/Wogasy: Max – Auswertung, Zeitschrift für Familienforschung, 1993, H.5
- Watzlawick, P., Beavin, J., Jackson, D.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern/Stuttgart/Wien 1969
- Werner, R.: Problemfamilien – Familienprobleme. Gefährdete im Prisma sozialer Konflikte, Berlin 1980
- Willi, J., Heim, E.: Psychosoziale Medizin. Grundlagen, Berlin/Heidelberg 1986

## 6. „Soll ich vielleicht alles alleine machen?“

### Entstehungsmechanismen und Auswirkungen familiärer Gewalt in der Nachwendezeit

Ulrike Gentz

#### 6.1 Die Ausgangssituation im Jahre 1989

Seit dem Sommer 1990 werden in Ostdeutschland ‚Frauenhäuser‘ eröffnet, die jedoch bis heute nicht ausreichen, allen von ihren gewalttätigen Ehemännern bzw. Lebenspartnern bedrohten Frauen eine Unterkunft zu gewähren. Vergleichbare Einrichtungen gab es zuvor in der Deutschen Demokratischen Republik nicht. Boten die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in der DDR Frauen alternative Möglichkeiten, aus Gewaltbeziehungen auszubrechen? Hat der seit der Einheit im Herbst 1990 vollzogene abrupte gesellschaftliche Wandel in Ostdeutschland zu einem markanten Anstieg innerfamiliärer, gegen Frauen gerichteter Gewalt geführt? Zu diesen beiden Fragen sollen hier Hypothesen vorgetragen werden.

Grundlage der Aussagen sind Ergebnisse von 15 biographischen Interviews mit Frauen, die in der DDR sozialisiert und sich anonym auf Zeitungsannoncen gemeldet haben. Zum Zeitpunkt des Gespräches lebten einige von ihnen in Partnerschaften, in denen körperliche und seelische Mißhandlungen an der Tagesordnung waren; die anderen Gesprächspartnerinnen hatten sich entweder bereits aus der Gewaltbeziehung gelöst oder befanden sich mitten im Trennungsprozeß. Bei der Beurteilung der Aussagekraft der Ergebnisse muß allerdings berücksichtigt werden, daß es sich in erster Linie um eine Befragung von Opfern familiärer Gewalt handelt und die Aussagen nicht bzw. nur bedingt durch die Befragung der Täter oder Außenstehender relativiert bzw. objektiviert werden. Damit wird jedoch nicht in Frage gestellt, daß sich diese Methode für die Hypothesenbildung eignet.

Parallel zu den biographischen Interviews haben wir Gespräche mit Sozialarbeiterinnen und Pädago-

ginnen, die in den neu gegründeten Frauenhäusern im Ostteil Berlins und im Berliner Umfeld tätig sind, wie auch mit BeamtInnen der Berliner Kriminalpolizei und Justiz und der Ressorts Frauen, Familie und Soziales geführt. Auch sind die Erfahrungsberichte der Präventionsdebatte zur Gewalt gegen Frauen „Sag mir wo die Männer sind...“ (Berlin 9./10.9.1993) in den vorliegenden Beitrag eingegangen.

#### 6.2 Frauenmißhandlungen - gestern und heute

Das Ausmaß des sozialen Problems der Frauenmißhandlungen in der DDR wird bereits an folgenden Zahlen deutlich: Vergewaltigungen, Nötigungen / Mißbrauch zu sexuellen Handlungen machten in den Jahren 1985 bis 1989 ungefähr 6% aller „Straftaten gegen die Persönlichkeit“ aus (Vgl. Statistisches Jahrbuch der DDR). Die Statistik gibt leider keine Auskunft darüber, inwieweit bei anderen Straftaten, z.B. vorsätzliche Körperverletzung, Frauen ebenfalls die Opfer waren.

Vier Jahre nach Öffnung der Grenzen ist immer noch sehr wenig über Ausmaß und Hintergründe dieser Form von Gewalt bekannt. Sie war in der DDR stark tabuisiert, in die Privatsphäre abgedrängt und die staatlich proklamierte Emanzipation der Frau ließ den Betroffenen keinen Raum, die erlebte Gewalt öffentlich zu erörtern. Die Tabuisierung erfolgte auf drei Ebenen: Als Thema hätte die Gewalt ebenso die Familie als Keimzelle der sozialistischen Gesellschaft wie das partnerschaftliche Geschlechterverhältnis ins Zwielicht gezogen. Selbst wenn nur von Extremfällen die Rede gewesen wäre, hätte dies dem Postulat des Verschwindens von Gewaltkriminalität widersprochen.

Eine öffentliche Behandlung dieses Themas hätte somit die Gesellschaft selbst getroffen. In den letzten Jahren war allerdings der Trend zu beobachten, daß man in der familiensoziologischen und kriminologischen Literatur jener Zeit geschlechtsbezogene Gewalt *als solche* wahrgenommen hat. Diese Vorkommnisse wurden jedoch nie herausgehoben, sondern verschmolzen mit anderen Problemen und wurden nicht als Gewalttätigkeiten gekennzeichnet: Schläge waren z.B. ein nebensächlicher Sonderfall von Konfliktaustragung in der Ehe oder ein Symptom zerrütteter Familienverhältnisse. Es fand keine besondere Beachtung, wer wen schlug. Vergewaltigung war ein pikanter Teilaspekt von Sexualität oder wiederum ein Sonderfall von Kriminalität.

Viele Mitarbeiterinnen der Frauenhäuser und Frauenhaus-Beratungsstellen in Ostdeutschland begründen ihr Engagement mit eigener Betroffenheit und selbst erlebten Erfahrungen in der eigenen Beziehung oder im Beruf (etwa als Krankenschwester, die jahrelang immer wieder Mißhandlungsverletzungen gesehen hat). Dies und die Tatsache, daß bereits die letzte DDR-Regierung die Einrichtung von Frauenhäusern plante und befürwortete, verdeutlicht, daß gegen Frauen gerichtete innerfamiliäre Gewalt in der DDR zum Alltag gehörte, auch wenn sie nicht als solche öffentlich thematisiert wurde.

Inzwischen begann eine Vielzahl von Frauenhäusern in Ostdeutschland ihre Arbeit, womit äußerlich gesehen eine ‚westliche‘ Einrichtung erst einmal im Osten übernommen wurde. Aber bereits sehr schnell stellten sich tiefergehende und vielfältige Probleme bei der Übertragung dieses Modells ein. Weder auf alltagspraktischer (wie bei der Hausordnung oder der Beratungsorganisation), noch auf konzeptioneller (bei der Parteilichkeit für Frauen oder dem Anspruch der Selbsthilfe der Betroffenen), noch auf der organisatorischen Ebene (etwa die Trägerschaft), waren die eingeschliffenen Antworten aus dem Westen der Realität adäquat. Die Übertragbarkeit der westlichen Erklärungsansätze und Praxismodelle steht in Frage. Die tiefe Spaltung, die sich zwischen westlichen und östlichen Frauenhaus-Erfahrungen auftut, ist in mehrfacher Hinsicht exemplarisch. Einige seien hier kurz umrissen: Die Frauenhäuser stehen im Westen für ein Konfliktmodell des Geschlechterverhältnisses. Die hohe Akzep-

tanz dieses Modells, das in Westdeutschland mit starker feministischer Prägung dieses Praxisfeldes zusammenhängt, erwuchs auf historischem Hintergrund. Über 25 Jahre hinweg hatte in der Bundesrepublik eine modernisierte soziokulturelle Trennung der Sphären von Mann und Frau sich verfestigt. Frauenhäuser und die ihnen verwandten Projekte symbolisieren den Anspruch auf eine zivilisierte Austragung des als selbstverständlich empfundenen Konfliktes zwischen den Geschlechtern. Diese Selbstverständlichkeit findet hingegen in Ostdeutschland keinen vergleichbaren Boden.

Daher leuchten weder die Interpretations- und Erklärungsmodelle für Gewalt gegen Frauen, noch die eher parteilich und separierend angelegten Maßnahmen Westdeutschlands unmittelbar ein. Diese Bewertungsdifferenzen werden noch unzulänglich artikuliert, da die westlichen Projekte über einen doppelten, kaum einholbaren Vorsprung verfügen: Sie verweisen sowohl auf fachliche Ausbildungen in der sozialen Arbeit, als auch auf viele Jahre Frauenhauspraxis. Unterschiedliche Sozialisationsbedingungen, wie sie zwischen Ost und West gegeben sind, führten zu unterschiedlichen Einstellungen, Interessen, Bedürfnissen etc. Damit lassen sich die in Westdeutschland gewonnenen umfangreichen Kenntnisse zur Thematik nicht ohne weiteres für das Transparentmachen der Ursachen von Gewalt gegen Frauen im Osten Deutschlands nutzen.

### 6.3 Familiäre Gewalt in der DDR

Es spricht sehr viel dafür, daß die Gewaltproblematik in der DDR eine andere Ausprägung hatte als in Westdeutschland. Da viele Frauen arbeiten gingen und Scheidungen relativ leicht möglich waren (hinsichtlich der materiellen Konsequenzen), waren langjährige Gewaltbeziehungen sehr selten, ökonomische Unabhängigkeit und unabhängige Lebensformen für Frauen hatten zumindest Einfluß darauf, wie die Verweildauer in Gewaltbeziehungen aussah.

Die privatisierten Gewaltverhältnisse hatten sich auch anders dargestellt auf dem Hintergrund, daß Frauen im Sozialismus zwar in einem erstaunlich kleinbürgerlichen Familienmodell lebten (für den Sozialismus sehr erstaunlich), daß aber im Gegensatz zu den westlichen Ländern, wo es dieses große Hochhalten von bürgerlichen Familienidealen gibt,

als den ‚Rückzugsort‘, als den ‚Freiheitsort‘, als den ‚Ort der eigentlichen und tatsächlichen Selbstverwirklichung‘, daß für diese ungeheuren Aufgaben der Familie zumindest Unterstützungsmaßnahmen vorhanden waren, die die Position der Frau stärkten, insbesondere in ihrer Funktion als Mutter und Erzieherin.

In der DDR gab es auf Grund der Tabuisierung keine nennenswerte Darstellung der Gewaltproblematik, auch war die Biographieforschung noch ein völlig unbekanntes Feld innerhalb der Soziologie. Darum können es sich bei den gefundenen Erklärungsmustern nur um Vermutungen handeln. Aus den Befragungen der Frauen geht hervor, daß

1. die vom Elternhaus vorgelebten Konfliktlösungsstrategien und

2. eine Erziehung, die dem traditionellen Rollenbild der Geschlechter verhaftet ist

als oftmals alleinige Ursachen der innerfamiliären Gewalt anzusehen sind. Gegenseitige Abhängigkeiten hielten sich die Waage und dies impliziert, daß beide Partner für die innerfamiliäre Situation zu einem gewissen Anteil selbst Verantwortung trugen. Im Gegensatz zu Westdeutschland kommt man diesbezüglich zu ganz anderen Bewertungen der Ausbreitung familiärer Gewaltbeziehungen:

- familiäre Gewalt war ausschließlich in den unteren sozialen Schichten verbreitet;
- Alkoholkonsum spielte eine zentrale Rolle bei der Auslösung gewalttätiger Eskalationen;
- Gewaltbeziehungen dauerten relativ kurz an;
- nach der Wende 1989 stieg die Zahl der Fälle innerfamiliärer Gewalt.

Partner, zwischen denen es zu einer gegen die Frau gerichteten Gewalt kam, hatten meist ein traditionelles Rollenbild der Geschlechter verinnerlicht. Die Frauen hatten in ihrem Leben erfahren, daß soziale Position und Anerkennung im unmittelbaren sozialen Umfeld weniger als bei den Männern von Leistungen in der Schule, im Beruf, in Karriere oder Einkommen abhängen, sondern viel eher in ihrer Beliebtheit (besonders im Aussehen), in Charme, Sympathiekraft u.v.a.m. Das Beharren der gewalttätigen Männer auf einer Vormachtstellung in der Ehe führte mehr oder weniger zur Gewaltanwendung bei einer empfundenen oder realen Statusbedrohung. Gewalt benutzten sie häufig als Mittel, um eine Machtposition aufrechtzuerhalten. Die-

se Machtmittel wurden angewendet, wenn andere nicht zur Verfügung standen, wie Bildung oder Besitz. Im Gegensatz zum Westen Deutschlands, wo familiäre Gewalt in allen sozialen Schichten und Einkommensgruppen anzutreffen ist - ein Trend, der sich leider auch allmählich in Ostdeutschland abzeichnet - waren diese Phänomene in denkbaren sozialen Schichten mit einem höheren Bildungsabschluß sehr selten und die gewalttätigen Männer hatten oft nicht einmal den Abschluß der 10. Klasse. Viele Frauen gaben bei Befragungen an, daß sie vorwiegend oder immer nur dann mißhandelt wurden, wenn ihr Partner unter Alkoholeinfluß stand. Damit korrelierte in der DDR Alkoholkonsum positiv mit Gewalttätigkeiten gegenüber Frauen.

#### 6.4 Nach der Wende 1989: Die innerfamiliären Machtverhältnisse ändern sich

Wer sich in ostdeutschen Familien nach der Wende umsieht, bekommt den Eindruck, daß familiäre Gewalt *zwangsläufig* zunehme. Das ist eine Annahme, die heute allerdings mit Zahlen noch nicht zu belegen ist. Zumal die Dunkelzifferberechnung, auf die sich westdeutsche Experten stützen, so die Statistik des Bundeskriminalamtes (BKA), für Ostdeutschland zur Zeit keine Anwendung findet: Diese spiegeln sich darin rein zahlenmäßig überhaupt nicht wieder.

Auf den ersten Blick sieht es allerdings so aus, als stimme diese These nicht. Denn die ostdeutschen Familien halten heute mehr zusammen als zu DDR-Zeiten. Man hilft und braucht sich gegenseitig im Existenzkampf, Frauen sind auf die Männer angewiesen, die Kinder auf die Eltern und die Familie kann von **einer** Einkommensquelle in den meisten Fällen nicht leben. Inzwischen werden alle innerfamiliären Konflikte vertuscht und angesichts der äußeren Probleme auch in ihrer Bedeutung zurückgestellt. Vielfach äußern Frauen in den Interviews: ‚Ja, natürlich geht vieles schief, aber drüber reden wir jetzt nicht, das ist nicht wichtig‘. Man kann es sich ‚nicht leisten‘, auseinander zu gehen. Kein Part würde vermutlich die Trennung verkraften. Die Ehescheidungen gingen von 50.000 im Jahr 1989 zurück auf 9.000 im Jahr 1991. Auch wenn das Scheidungsrecht in der Bundesrepublik das Verfahren verlängert und verkompliziert gegenüber



dem alten DDR-Rechtsverfahren, ist dies doch nicht der einzige Grund. Denn eine Scheidung hat heute, im Unterschied zum DDR-Recht, einschneidende soziale Folgen für alle Beteiligten.

*Kinder* sind heute länger von ihren Eltern materiell abhängig. Einst haben Jugendliche in der DDR mit Erreichen der wirtschaftlichen Selbständigkeit, das war für etwa 75 % der Zehnteklassenschüler und Lehrlinge mit Erreichen der Volljährigkeit der Fall, eine eigene Lebensgestaltung angestrebt, sofern die Wohnraumlage das zuließ, was in Großstädten eher der Fall war. Heute ist dies angesichts der hohen Mieten aber vor allem der hohen Arbeitslosenrate unter den Jugendlichen schwerer möglich, sie sind gewissermaßen zum ‚Nesthocken‘ verurteilt. Nur wenige können sich mit Erreichen der Volljährigkeit noch eine eigene Wohnung und Lebensführung leisten. So fühlen sich viele ältere Jugendliche gewissermaßen zurückgestuft in die elterliche Abhängigkeit, vermutlich lassen die Eltern sie die vermehrten finanziellen Belastungen auch spüren. Das aber trägt letzten Endes zu einer Zuspitzung innerfamiliärer Konflikte bei, zumal sich die beengte Wohnraumsituation bei den meisten Familien eher verschärft hat.

Viele Männer sind unzufrieden mit ihrer Erwerbssituation. Nur etwa ein Drittel maximal scheint über einen festen Arbeitsplatz zu verfügen. Aber die Arbeitsverhältnisse selbst haben sich verändert: Der Betrieb hat seine Rolle als ‚Freizeitorganisator‘ und zentraler kommunikativer Ort verloren, die Beschäftigten werden wie in Westdeutschland zu ‚Malochern‘. Zunehmend wird die familiäre Situation auch durch die Intensivierung der Arbeit in modernisierten Betrieben oder durch lange Fahrwege bzw. regelmäßigen, mehrtägigen Aufenthalt in weit entfernt liegenden Betrieben belastet. So hat sich also eine erheblich Palette von Unzufriedenheiten angehäuft, die sich auf das ‚Familienklima‘ auswirken.

Die Frauen waren in der DDR zu einem hohen Teil erwerbstätig, nirgendwo auf der Welt war die Quote der erwerbstätigen Frauen höher als in der DDR. Die oben bereits erwähnten Beziehungen am Arbeitsplatz in der DDR knüpften das soziokommunikative Netz der Frauen. Auch wenn sie meistens mit der Hausarbeit von ihren Ehemännern alleingelassen wurden und eine Doppelrolle auszufül-

len hatten, hatten sie die Hausarbeit so weit rationalisiert, daß ihnen eine Ganztagsbeschäftigung als Hausfrau weder kommunikativ noch ausfüllend erscheint. Die Hausfrauenrolle wird von den meisten nicht angenommen, arbeitslose Frauen fühlen sich unausgelastet und können sich nicht vorstellen, wie viele ihrer westdeutschen Schwestern sich Sinn spendend, also hauptamtlich nur mit dem Haushalt beschäftigen können.

Heute jedoch sind sie Hauptopfer der wirtschaftlichen Umstrukturierung Ostdeutschlands. Viele Frauen sind schlicht und einfach frustriert und sie haben auch allen Grund dazu. Frauen neigen weniger zur Gewalt als Männer, aber sie thematisieren doch ihre Unzufriedenheit in den Familien. Es treten in den Familien Problemfelder auf, die zur Zeit nicht bearbeitet werden können. Hinzu kommt, daß sich die Machtverhältnisse in der Familie einseitig zugunsten der Männern entwickeln. Frauen signalisieren bereits, daß Männer, die eine gut bezahlte Stellung haben, und sei es im Westen Deutschlands, die einseitige materielle Abhängigkeit der Frauen zur Demonstration von Chauvinismus nutzen. Wochenendpendler kommen nach Hause und verordnen der Familie die Unterordnung; die Konkurrenz im Kampf um den Arbeitsplatz wird in das eheliche Schlafzimmer verlagert, der Besitzer eines Arbeitsplatzes sorgt für die materielle Reproduktion der Familie und läßt sich dies durch ein bisher ungekanntes Verlangen von Dienstleistungen bezahlen. „Wer verdient, hat das Sagen. Wer mehr verdient hat, mehr zu sagen...“ Das sind Zitate von Frauen; Männer äußern dies wohl ziemlich unmißverständlich. Neu ist, daß dies plötzlich in allen Bevölkerungsschichten auftritt.

### **6.5 Eine erste Bilanz der Nachwendezeit: die Überforderung der Familien**

In Beziehungen, in denen Frauen nach der Wende plötzlich mit psychischer oder physischer Gewalt konfrontiert wurden, entdecken sie bei ihren Partnern Verhaltensweisen, die sie früher in dieser Form nicht festgestellt hatten. In Befragungen wurden als Gründe für das Schlagen angegeben: „grundlose Eifersucht“, „das Vertreten einer eigenen Meinung“, „Alkohol“, der „Einfluß anderer“. Diese Faktoren korrespondieren mit dem traditionellen Rollenver-

ständnis des Mannes. Aber jetzt, da sich die Frau plötzlich in einer ganz anderen Abhängigkeit zu ihm befindet, (hohe Pro-Kopf-Verschuldung der DDR-Haushalte, Mietenexplosion, Arbeitslosigkeit u.v.a.m.) ist er weniger bereit, ihr eine eigene Meinung bzw. ein von seinen Vorstellungen abweichendes Verhalten zuzubilligen. Hinzu kommt, daß viele Männer (aber nicht nur sie) in den neuen Bundesländern mit einem durch den wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruch bedingten *angelacksten* Selbstwertgefühl zu kämpfen haben.

Aus bisherigen Gesprächen wurde deutlich, daß mit einer übertriebenen Eifersucht des Mannes die Strategie verfochten wird, die Frauen noch weiter zu isolieren und so viel stärker an sich zu binden. In immer umfassenderem Sinn fühlen sich die Frauen durch den Partner kontrolliert und als Gefangene seiner selbst. Manche Frau wurde schon geschlagen, wenn sie nur einmal kurz zur Nachbarin hinüber ging oder der Aufenthalt außerhalb des Hauses sich länger als vereinbart hinzog. Diese pathologische Eifersucht dürfte Ausdruck gravierender Minderwertigkeitskomplexe sein. Manchmal reicht der Verlust des Arbeitsplatzes schon aus, um sich der Frau gegenüber unterlegen zu fühlen. Männer haben in zunehmendem Maße Angst, verlassen zu werden oder sie trauen ihren Frauen nicht zu, daß sie freiwillig bei ihnen bleiben. Dies und unter Umständen ein Selbstbild vom starken und bestimmenden Familienoberhaupt läßt sie ihren Machtanspruch durch den Einsatz von Gewalt behaupten. Nach der Wende ist der Alkoholkonsum drastisch angestiegen. Trinken begünstigt aggressives Verhalten, kann aber nicht allein nur als Ursache angesehen werden.

In Ostdeutschland hat die Entwicklung seit der Wende gezeigt, daß die Familie, wie sie in zahlreichen Sonntagsreden von Politikern proklamiert wird, genau das nicht ist, was sie sein soll nach dieser Ideologie: ein Ort der Selbstverwirklichung, Entlastung, Regeneration, Liebe, Versorgung, des Verständnisses und des autonomen Heranwachsens von lauter glücklichen Kindern, sondern ein alleingelassener, ungeheuer reduzierter, folglich nur noch als ‚*Isolations-Kleinstgruppen-Vollzug*‘ interpretierbarer Verbund, der mit zunehmenden Aufgaben in einer Form überlastet wird, die überhaupt nicht mehr erfüllbar sind.

Die Kürzungen im Bildungsbereich, im Kulturbereich und insbesondere im Sozial- und Gesundheitsbereich, die zur Zeit diskutiert werden, überlasten die Familien nur noch weiter. Oft reduziert sich Familie inzwischen auf die alleinerziehende Mutter in einer ungenügenden, aber zu teuren Wohnung, und dieser Mutter wird aufgelastet, daß das Kind nicht mehr nur groß wird, sondern daß es *richtig* groß wird, daß es ordentlich, möglichst makrobiotisch versorgt wird, daß keine Stressfaktoren bei diesem alleinerziehenden Elternteil auftauchen, daß sämtliche Bedürfnisse befriedigt werden, die intellektuelle, emotionale und sonstige künstlerische Entwicklung optimal gefordert, Gesundheitsfürsorge betrieben wird, keine Drogenabhängigkeit droht u.s.w...

Es sind hunderte soziale und gesellschaftliche Aufgaben auf diesen Bereich delegiert worden, ohne daß irgendeine Unterstützung von politischer Seite erfolgt wäre - im Gegenteil, wurde finanzielle Unterstützung, die es noch gab, entzogen. Seit dem Herbst 1989 werden solche Probleme nicht mehr als gesellschaftliche Probleme erkannt, sondern werden individualisiert. In dieser völligen Überforderungssituation glaubt tatsächlich manch eine (alleinerziehende) Mutter, Schuld zu haben, wenn sie diese Ansprüche nicht erfüllen kann.

Hinzu kommt, daß der Mann die Theorie stützt, daß es ein individuelles Versagen sei. Auf weiblicher Seite ist die Überforderung gekoppelt an einen höchst beeindruckenden Omnipotenzwahn - wie kann nur irgendein Mensch glauben, diesen Anforderungen und Aufgaben nachkommen zu können!

Auf männlicher Seite dominiert eine ungeheure Verantwortungsabkehr, nicht zuletzt von seiten der Politik! Diese Verantwortungsabkehr und das Leugnen von Problemen wiederholen sich dann auch tatsächlich, wenn es zum Gewaltausbruch kommt.

Gewalt hat viel mit dieser Überforderung zu tun, die wiederum auch viel damit zu tun hat, daß die Menschen glauben, sie müßten diese Überforderung individuell erfüllen. Beim Mann wird diese Ohnmacht durch ein bestimmtes Männlichkeitsbild potenziert, in dem Ohnmacht und Versagen schon gar nicht zugelassen werden dürfen und das gleichzeitig an Impotenzängste und Sexualität gekoppelt ist. Insofern braucht niemand sich über die sexualisierten Ausdrucksformen wundern. Die all-

täglichen, ununterbrochenen Herabwürdigungen: „du widerliche Schlampe“, „du Fotze“, „du Hure“, „du Nutte“ – sind Vokabeln, die Degradierungen geschlechtsspezifisch ausdrücken. Oder, um die andere geschlechtsspezifische Degradierungsgruppe zu nennen: „du Schlappschwanz, du bekommst ja eh keinen mehr hoch“. All jene Degradierungsstrategien sind bereits sexualisiert und hoch aggressiv!

### **6.6 Gewalt in der Gesellschaft – Ein Exkurs zu den Fernsehbildern von Rostock und Hoyerswerda**

Ein positives Verhältnis zur Gewalt wird im Elternhaus vorbereitet. Eltern können zu passiven Gewalttätern werden. So sehr die Schule auch in diesem Punkt versagen mag, heute und auch in der DDR, sie hat tatsächlich nur begrenzte Möglichkeiten beim Gewaltabbau. Aber Eltern sind in der Lage, Kindern über einen langen Zeitraum Gewaltlosigkeit vorzuleben und Toleranz anzuerziehen. Keine andere soziale Größe hat einen so kontinuierlichen und spezifischen Einfluß auf den Nachwuchs wie das Elternhaus. In der DDR sahen schätzungsweise ein Drittel aller Eltern (sowohl Väter als auch Mütter) Prügel als legitime Erziehungsmaßnahme an. Davon züchtigten etwa 10 % ihre Kinder schwer und tun es heute noch. Kinder, die selbst Gewalt erlebt haben, geben diese Methode allzuoft an ihrem Nachwuchs weiter. Andere Methoden sind indirekter, aber deswegen nicht weniger folgenschwer.

Die subtilste Art latenter Gewalterzeugung aber erfolgt meines Erachtens auf verbale Weise. Hoyerswerda und Rostock waren dafür traurige Beispiele: Eltern hatten ihre gewalttätigen Kinder aus dem Hintergrund angefeuert. Dies hat noch mehr betroffen gemacht als die brandbombenschmeißenden Kinder. Damit sind wenigstens einmal die anderen Täter ins Rampenlicht gerückt. Natürlich wirft der

40-jährige Familienvater keine Molotowcocktails mehr, aber er spricht seine Meinung zu Hause ungeniert aus. Seine Intoleranz, seine Abneigung gegen alles Unbekannte, sein verkürzter egozentristischer Gerechtigkeitssinn, der meist nicht viel mehr als Neid ist, sein ganzes verstümmeltes Weltbild gibt er an die Kinder weiter.

Auffällig ist heute, daß sich in vielen Punkten innerhalb der öffentlichen Diskussion die Reaktionen auf die gegen Frauen und Ausländer gerichtete Gewalt immer mehr gleichen: Angesichts lebensgefährdender Gewalt beschränkt sich die gesamtdeutsche Gesellschaft vier Jahre nach der Vereinigung auf den Vorschlag, die Opfer mögen auf die Flucht gehen.

Mißhandelte Frauen werden auf das nächstliegende Frauenhaus hingewiesen, wobei sie ihr gesamtes Wohn- und Lebensumfeld aufgeben sollen. Dem Mann geschieht in aller Regel nichts. Ähnlich ist es, wenn das ‚Volk‘ ein Ausländerheim überfällt: Die Opfer haben zu weichen. Mordversuch und gefährliche Brandstiftung werden faktisch hingenommen. Von höchster Ebene hört man, diesem Problem sei „mit dem Strafrecht nicht beizukommen“. Wenig ist bekannt über das Fühlen und Denken jener Männer, die Gewalt gegen Frauen ausüben. Noch weniger weiß man über jene, die Gewalt gegen Ausländer ausüben und den Tod des Opfers in Kauf nehmen. Doch es scheint die Vermutung gerechtfertigt, daß diese Ausbrüche trotz ihrer unterschiedlichen Zielrichtung eine innere Verwandtschaft im Täter haben. Angst, Schmerz und Hilflosigkeit des Opfers scheinen in beiden Fällen geradezu einen Anreiz zu bilden; das Opfer wird so zu einer Art Folie für ein illusorisches Bild eigener Großartigkeit oder zumindest zum Schutz vor der möglichen Wahrnehmung eigener Verletzlichkeit. Je schwächer das Opfer, desto mächtiger kann sich der Täter fühlen.

# 7. Gespräch über Familienkonflikte und Familienkommunikation in Ostdeutschland

## Was hat sich seit der Wende 1989 verändert? Was ist gleichgeblieben?

*Ein Gespräch mit den beiden Berliner Psychologen Gotthold Wagner und Dörthe Foertsch vom Berliner Institut für Familientherapie in Berlin-Treptow.*

*Gotthold Wagner war schon zu DDR-Zeiten in der Familien- und Sexualberatung im Osten Berlins tätig, Dörthe Foertsch gehört dem (ehemals West-) Berliner Institut für Familientherapie seit Mitte der achtziger Jahre an und arbeitet, seit das Institut 1991 in Treptow eine Zweigstelle eröffnet hat, im Berliner Osten.*

**Frage:** Welchen Einfluß hatte der politische und gesellschaftliche Umbruch seit 1989 auf die innerfamiliäre Kommunikation? Welche Erfahrungen haben Sie hierüber in ihrer familientherapeutischen Arbeit gemacht?

**Wagner:** Wir müssen auf alle Fälle von einem zwiespältigen Einfluß sprechen. Der Zusammenbruch der DDR, konkret: der Anschluß, hat zweierlei bewirkt: zum einen eine wirkliche Befreiung in vielen Bereichen, womit viel mehr Handlungsmöglichkeiten erschlossen sind, zum anderen aber auch eine Verunsicherung im sozial-ökonomischen Bereich, was Arbeitslosigkeit angeht, die es ja zu DDR-Zeiten nicht gab. Dadurch haben sich die Verhältnisse in der Familie verschoben. Wenn der Vater arbeitslos ist, hat das Auswirkungen auf sein Selbstverständnis, auf seine Position in der Familie. Oder wenn die Frauen heute, statistisch gesehen, weniger erwerbstätig sind als in der DDR und wenn zugleich für viele DDR-Frauen die Berufstätigkeit einen Teil des Selbstwertgefühls gebildet hat. Oftmals hat nach meinen Erfahrungen in der Familientherapie die Arbeitslosigkeit eines Partners innerhalb der Familie dazu geführt, daß alte Konflikte aufgebrochen sind. Die aktuellen Belastungen haben natürlich eine Bedeutung, aber in vielen Fällen brechen alte Strukturen auf, dafür gibt es zahlreiche Belege.

**Frage:** In der Tat stößt man im Rahmen von Familiengesprächen immer wieder auf das Phänomen, daß viele, heute explizit offen liegende Konflikte eine jahrelange Vorgeschichte haben, die Wende 1989 allerdings dann als Auslöser gewirkt hat. Können Sie uns aus ihrer praktischen Arbeit dafür Beispiele nennen?

### 7.1 Symptome gestern – Symptome heute

**Wagner:** Ich hatte als Klienten einen jungen Mann von Anfang 20, der zur Zeit der Wende noch bei der Armee war, dann entlassen wurde und in seinen alten Beruf als Melker zurückging. Die LPG, in der er tätig war, wurde aufgelöst, der junge Mann wurde entlassen; er suchte einen Job als Ungelerner, fand auch einen, wurde aber kurze Zeit später wieder entlassen. Zur gleichen Zeit zog er von Zuhause aus und zu seiner Freundin. Die Beziehung ging jedoch auseinander; nach Hause zurückkehren konnte er nicht, denn dort war kein Raum mehr für ihn, so daß er herumzog und praktisch alle Lebensbezüge verlor. Er war nicht beim Arbeitsamt gemeldet, hatte keine Wohnung und keinen Ausweis mehr. Alles war in Unordnung gekommen. Man könnte nun auf den Gedanken kommen, das sei deutlich wendebedingt, ohne die Wende würde es ihm vielleicht noch gutgehen. Wer die Familiengeschichte jedoch näher betrachtet, wird bemerken, daß sein Vater Offizier war, und zwar nicht nur bei der Armee, sondern auch zuhause Offizier. Zu seinem Sohn bildete er nie eine Beziehung heraus. Seine Mutter lehnte ihn ab, weil er ihr selbst sehr ähnlich war und weil sie sich von ihrem Mann nicht angenommen fühlte, während sie der jüngeren Tochter, die mehr ihrem Manne nachschlug, nahestand. Der Sohn verpflichtete sich dann für längere Zeit zur Armee und versuchte dadurch, seinem Vater näherzukommen, diente in der gleichen Einheit,

in der der Vater Offizier war, als Unteroffizier, so daß er erstmalig das Gefühl hatte, seinen Vater zu verstehen, aber gar nicht auf die Idee kam, daß vielleicht auch sein Vater ihn hätte verstehen können.

Das war der tiefere Hintergrund für die Beziehungsstörung, die er seit seiner frühen Kindheit gelernt hatte, und so ist es zu erklären, daß er die schwierigen, gesellschaftlichen Veränderungsprozesse seit '89 nicht bewältigte.

Wäre z.B. die DDR weiterbestanden, hätte er vielleicht seinen dreijährigen Armeedienst abgeleistet, wäre irgendwo in den Beruf gegangen und hätte er vielleicht Jahre später – ja was hätte er bekommen? – vielleicht Magenbeschwerden, Bluthochdruck, er hätte eine unglückliche Ehe geführt, in der die Kinder psychosomatisch reagieren. Da wäre dann ebenfalls der Familientherapeut gefragt gewesen, wenn sie zu diesem gekommen wären.

**Frage:** Wer von den Familienmitgliedern kommt als erstes zu Ihnen in die Therapie? Bei wem sind die Symptome am deutlichsten?

**Foertsch:** Das fällt mir schwer, eindeutig zu sagen. Viele Klienten kommen mit psychosomatischen Beschwerden, etwa Familien mit magersüchtigen Kindern, aber auch mit organischen Beschwerden. Dann wird von Schwierigkeiten der Kinder in der Schule berichtet; die Eltern sind oft sehr unsicher, was mit den Kindern passiert, besonders wenn sie heftige Symptome zeigen wie z.B. Einnässen, Nicht-Versetzen oder Zurückschicken in die Vorschule. Die Eltern begreifen das dann als Abwertung, als Dequalifizierung.

Oft kommen die Eltern zu uns mit den Worten, 'Unser Kind hat ein Problem, wir nicht. Machen Sie unser Kind gesund'. Wir versuchen dann doch im Blick zu behalten, welche Probleme die Eltern damit haben. Wenn z.B. die Eltern der Nicht-Versetzung des Kindes eine andere Bedeutung geben können, haben sie nicht mehr so ein großes Problem damit.

## 7.2 Kollektive Krisenerscheinungen

Aus systemischer Sicht sehen wir Familientherapeuten eine Krisensituation immer als etwas an, was auf die Familie wirkt. Wenn sie darauf nicht reagieren kann, gibt es Probleme in der Familie. Mit der Wende '89 stellt sich nun die Frage, inwiefern eine Kri-

senerscheinung auf die gesamte Gesellschaft wirkt. Sie wirkt für jeden einzelnen, aber auch für die ganze Gesellschaft – macht das einen Unterschied? Eine einzelne Familie kann in ihrem Leben viele Krisen erfahren – einer stirbt, einer wird krank, einer hat einen Autounfall –, was geschieht eigentlich, wenn kollektiv eine Krise erlebt wird? Das ist unsere heutige Situation.

**Frage:** Krise bedeutet immer zweierlei: Chance und Risiko; sie kann also in zwei Richtungen interpretiert werden.

**Foertsch:** Sicher, der heutige Umbruchprozeß bedeutet auf jeden Fall viel Befreiung. Problematisch erscheint mir jedoch der Umstand, daß psychische Mechanismen, die zu DDR-Zeiten durchaus adäquat waren und stabilisierend wirkten, heute unangemessen sind und eine persönliche Krise heraufbeschwören können.

Ich denke da z.B. an ein Ehepaar, beide erfolgreiche Mathematik-Studenten an der Humboldt-Universität im Doktoranden-Stipendium, das kurz vor dem Abschluß des Studiums stand, als die Wende sie überraschte. Die beiden sehen sich von Arbeitslosigkeit bedroht, vorübergehend bekommen sie im Abwicklungsprozeß noch ABM-Stellen. Bei diesem Paar war der Mann immer derjenige, der gesagt hat, wo's lang geht, während die Frau immer die Seite hatte, Ängste zu entwickeln, wenn sie sich unsicher fühlte. Ängste sind ja etwas sehr Wichtiges, um herauszufinden, ob ich mich in der Gesellschaft noch richtig verhalte oder nicht. Angst hilft das zu überprüfen. Der Mann nahm jedoch die Angst seiner Frau nicht ernst. Das war zu DDR-Zeiten in Ordnung, weil der Mann sehr genau wußte, wie man sich damals verhalten mußte, um erfolgreich zu sein. Er war ein sehr angepaßter und erfolgreicher Student.

Die Frau kam aus einer Familie, in der der Vater eine erfolgreiche Universitätskarriere hinter sich gebracht hatte, so daß das paßte. In dem Moment der Wende treffen wir auf das gleiche Muster: Der Mann sagte, 'das wird schon werden, wir studieren weiter, komme was da wolle', die Frau sagte, 'das kann gar nicht sein, wir müssen uns umorientieren, ich beginne einen Computerkurs, ich schaue mich anderweitig um'. Sie versuchte also, bei einer Versicherung in eine ABM-Maßnahme reinzukommen. Der Mann nahm weiterhin ihre Ängste nicht ernst,

so daß sie immer stärker unter Schlaflosigkeit und Überdrehtheit litt, bis sie schließlich in die Psychiatrie kam. Von dort kamen sie zu uns in die Familientherapie.

### 7.3 Psychische Mechanismen werden obsolet

**Frage:** Die Wende '89 hat also nicht nur als Auslöser gewirkt, sondern offenbar auch die alten psychischen Mechanismen entwertet. Der Verlust der Stabilität ginge demnach tiefer.

**Foertsch:** In vielen Paargesprächen, die wir geführt haben, ging es nicht darum, die offenen Krisenerscheinungen der Wende zu bearbeiten, sondern das Beziehungsmuster, was dazu geführt hat, in dieser Wendezeit nicht mehr funktional sein zu können. Um das Beispiel aufzugreifen: Im Laufe der Gespräche begann der Mann zu lernen, seine Ängste zuzulassen. Er fing dann erfolgreich bei Siemens an und verdient heute dort gutes Geld. Anders als wahrscheinlich viele andere, hatte er also zum Glück gleichzeitig das Gefühl, daß seine Veränderung hinsichtlich der Angstbearbeitung zu einer erfolgreichen Lebensbewältigung geführt hat, eine erfolgreichere als die frühere Verdrängungsleistung.

Offenbar konnte das Paar erfolgreich auf unsere Vorschläge, offener mit der Angst umzugehen, eingehen. Nach jeder Therapiesitzung, so berichteten sie uns später, hatten sie sich gefragt, 'Wir haben uns immer überlegt, was Sie eigentlich mit uns machen', als Mathematiker und Computerspezialisten hatten sie sich das gefragt, 'was machen die eigentlich mit uns? Aber wir haben es nie herausgefunden, was die Therapeuten eigentlich gemacht haben'.

Die Frau hat sich ganz toll entwickelt, ist nie wieder in die Psychiatrie gekommen. Wie sie sagte, war es sehr wichtig für sie zu erfahren, daß 'meine Ängste so ernst genommen werden, daß ich nicht durchdrehen muß'.

**Frage:** Oft liegt die Dramatik eines Falles gerade darin, daß familiäre und berufliche Probleme zusammenkommen, so daß sich Beziehungskonflikte zum Arbeitsplatzverlust hinzuaddieren.

**Foertsch:** Das Besondere des genannten Paarspiels liegt darin: Beide haben gelernt, daß Arbeitslosigkeit nicht mit Instabilität in der Beziehung gleichzusetzen ist. Da ist zwar eine Instabilität in der Gesellschaft, und für die beiden bedeutete dies, daß

sie nicht wußten, wie es finanziell – sie hatten auch zwei Kinder – weitergehen sollte. Aber sie hatten eben die Erfahrung gemacht, daß die Beziehung trotzdem stabil sein kann. Ursprünglich hatten sie nämlich wirtschaftliche Unsicherheit und unsichere Beziehungen gleichgesetzt, denn das war in der DDR anders. Da war viel Stabilität durch starkes Eingebundensein in Arbeit und nicht so viel Stabilität in der Beziehung als Wert formuliert.

### 7.4 Die Familie als Trutzburg

**Frage:** Überall in Ostdeutschland ist heute die Erfahrung zu machen, daß die ehemals festen Institutionen aufbrechen, ob die Institution Arbeit oder die Institution Schule – es gelten neue Erziehungsmaximen – all das schafft Unsicherheit in den äußeren Beziehungen. Da könnte leicht die Versuchung aufkommen, dies nach innen hin fortzusetzen. Viele Familien waren in der DDR so angelegt, daß sie eine eigene Sphäre der Kommunikation hatten, also 'das bleibt jetzt unter uns gesagt'. Oder noch stärker ausgedrückt: Viele Familien waren nach dem Bild einer Schutzburg, einer Schutz- und Trutzgemeinschaft ausgebildet. Bestimmte Dinge dürfen nicht nach außen dringen, wir wollen uns psychische Stabilität in der Familie schaffen und erhalten. Nun stellt sich die Frage, wenn dieser Charakter einer Schutzburg einerseits nicht mehr notwendig erscheint, andererseits sich neue Möglichkeiten für Familienstrukturen bieten, was passiert da eigentlich mit dem bisher sehr engen Kommunikationsgefüge?

**Wagner:** Ich bezweifle, daß so eine enge und dichte Kommunikation stattgefunden hat. Historisch betrachtet, hat es hier unterschiedliche Entwicklungen gegeben. Wenn ich mich an meine Erfahrungen zu DDR-Zeiten in der Ehe-, Familien- und Sexualberatung erinnere, läßt sich sagen, daß etwa seit Mitte der achtziger Jahre die Partnerschafts- und Familienvorstellungen immer konservativer wurden, insbesondere auch der jüngeren Generationen, während zuvor in den siebziger Jahren durchaus leise Anklänge an die Pluralisierung der Lebensstile Westdeutschlands zu verzeichnen waren.

**Frage:** Was heißt in diesem Zusammenhang 'konservativer'?

**Wagner:** Früh heiraten, eine Wohnung schön einrichten, Farbfernseher, Kleingarten und das war's dann. Dies hatte schlimme Konsequenzen. Ich erinnere mich an ein Paar: Sie war 23, er 24 Jahre alt, sie hatten zwei Kinder, Wohnung, Farbfernseher, Auto, Kleingarten – und was soll jetzt eigentlich noch kommen? Es brach die Langeweile aus, sie wußten mit sich nichts anzufangen. Aufgrund der mangelnden individuellen Perspektive, aus dem eigenen, ganz persönlichen Leben etwas zu machen, setzten sie sehr große Hoffnungen auf die Familie, sie wollten dort all die persönliche Bestätigung bekommen, die sie anderswo nicht bekamen. Natürlich war dies eine hoffnungslose Überforderung der Familie.

### 7.5 Individualität und Binnendifferenzierung

Dies zeigte sich auch im sehr frühen Heiratsalter in der DDR. Die Einzelnen, die sich da als Paar zusammaten, waren als Personen noch nicht so entfaltet, daß sie auch eine entfaltete Paarbeziehung hätten haben können. Dies ist mir sehr oft aufgefallen. Sehr deutliche Unterschiede haben wir dabei festgestellt zwischen gewachsenen Altbauvierteln und Neubausiedlungen: Gerade die Paare, die sehr jung heiraten und als Personen sehr wenig entfaltet sind, klammern sich sehr aneinander und lassen individuelle Unterschiede zwischen ihnen nicht zu. Solche Paare waren in Neubaubezirken häufiger anzutreffen als in Altbaubezirken. Das war sehr eindrücklich.

**Frage:** In der Frage nach dem heutigen Schicksal der Schutz- und Trutzgemeinschaft Familie bin ich von einer engen, internen Familienkommunikation ausgegangen...

**Wagner:** Enge Beziehungen waren es schon, aber das ist nicht gleichbedeutend mit einer engen, guten und nahen Kommunikation. Wenn die Binnengrenzen im Paar, also die Unterschiedlichkeit der Personen Mann und Frau, zu gering sind, dann ist eine nahe Kommunikation nicht möglich, weil diese zu beunruhigend wirkt, weil dann Ängste von Selbstauflösung auftauchen.

**Foertsch:** Und die Personen sich zu ähnlich erscheinen.

**Wagner:** Nun nicht unbedingt zu ähnlich, denn die Unterschiedlichkeit der Personen wird schlicht

verdrängt. Von daher ist es nicht wirklich ähnlich. Die Angst vor der Unterschiedlichkeit macht nahe, emotional tiefgehende Kommunikation unmöglich.

**Foertsch:** Dadurch daß es heute mehr äußere Möglichkeiten von Unterschieden gibt, man also mehr wählen kann – den Schultyp, das Auto, die Wohnung, das Urlaubsland –, dadurch kann man auch nach innen hin, innerhalb einer Familie, innerhalb einer Beziehung mehr Unterschiede zulassen. Viele Familien sind nun damit konfrontiert, daß sie zuvor nicht geübt waren in dieser Form des Miteinander-Sprechens: z.B. ob sie in die Berge oder an die See fahren. An solchen Fragen zeigt sich, ob man sich gut einigen kann, ob man gut unterschiedliche Bedürfnisse berücksichtigen kann, ob man Unterschiedlichkeit zulassen kann, daß also Vater mit Tochter in die Berge fährt und Mutter mit Sohn an die See. Denn dafür bedarf es sehr viel Sicherheit, und zwar nicht äußere Sicherheit, sondern innere Sicherheit, also 'ich habe das Gefühl, mich in dieser Beziehung sicher zu fühlen und deshalb kann ich zulassen, daß Vater und Tochter in die Berge fahren und Mutter und Sohn an die See'. Dafür muß man sich sehr sicher fühlen können. Das konnte man früher nicht sehr viel ausprobieren.

**Frage:** In Gesprächen mit Familien zeigt sich, daß es nicht nur Kommunikationsgrenzen zwischen Eltern und Kindern gab – das hätte man noch erwarten können –, sondern auch unter den Ehepartnern, so etwa wenn sich die Frau darüber empört, ihr Mann wisse nach 15 Ehejahren immer noch nicht, ob sie lieber in die Berge oder an die See fahre. Die Kenntnis der Urlaubswünsche setzt ja keine tiefeschürfenden Gespräche voraus, vielleicht hätte der Mann in der Tat solch relativ banale Vorlieben seiner Frau kennen können, zumal es zu DDR-Zeiten große Auswahlmöglichkeiten nicht gab.

**Wagner:** Die mangelnden Wahlmöglichkeiten drückten sich in vielen Bereichen aus. Im Politischen gab es eben eine einzige Wahrheit, der man sich mehr oder weniger annähern kann, nicht aber verschiedene Sichtweisen, die unterschiedliche Beurteilungen zulassen.

### 7.6 Neue Problemlagen erfordern neue Fähigkeiten

**Foertsch:** Wahrscheinlich war ein viel wichtigeres Thema: Wie gehen wir innerlich, psychisch, see-

lich damit um, daß wir wenig Wahlmöglichkeiten haben? Das ist ein ganz anderes Thema für Beziehungen als: Wie gehen wir damit um, so viele verschiedene Möglichkeiten zu haben? Ich glaube, wir müssen hier sehr vorsichtig sein und uns davor hüten, dies als einen Vorwurf oder Mangel zu begreifen. Die Menschen hatten vielmehr andere Fähigkeiten entwickelt, die mehr dem damaligen System entsprachen. Heute müssen sie andere Fähigkeiten lernen, die alten wirken einfach nicht mehr, sind nicht mehr relevant.

**Wagner:** Ich würde gerne noch weiter differenzieren. Die alten Fähigkeiten wirken insofern, als sich eine bestimmte Wahrnehmungsweise erhalten hat. Denn viele Menschen im Osten Deutschlands gehen davon aus, es sei alles gleich geblieben: 'Es sind irgendwo Machthaber, die bestimmen, was wir tun sollen'. Aus dieser Wahrnehmung schließen sie: 'Es hat eigentlich keinen Sinn, daß ich mich als einzelner um irgend etwas kümmerge'. Dies stimmt mit den Wahrnehmungen zu DDR-Zeiten überein, ist also erhalten geblieben. Von daher werden tatsächlich vorhandene Wahlmöglichkeiten nur schwer genutzt. Viele schließen daraus, die Lage habe sich nicht so sehr verändert.

Erschwerend kommt hinzu, daß sich auf dem flachen Land in der ostdeutschen Provinz tatsächlich nicht viel geändert hat. Dieselben Leute sitzen etwa in der Verwaltung noch an ähnlichen Stellen, rein personell haben wenig Veränderungen stattgefunden, und wie langsam sich Menschen ändern, das können wir als Psychotherapeuten wirklich sagen, das wird wahrscheinlich Generationen dauern. Insofern wird die Wahrnehmung vieler Menschen durch die Tatsachen noch gestützt.

**Frage:** Im Unterschied zu Westdeutschland fällt auf, daß in der DDR sowohl die Entscheidung, daß eine Frau erwerbstätig ist, als auch, welchen Beruf sie konkret ausübt, der Frau anheimgestellt blieb. Die Männer haben sich hierin nicht eingemischt. In Westdeutschland war bzw. ist dies bis heute anders, es gibt dort sowohl Paare, in denen der Mann über die Erwerbstätigkeit der Frau entscheiden will, als auch solche, in denen die Frau selbst entscheidet. In der DDR fiel dies in den Entscheidungsbereich der Frau, dies war relativ selbstverständlich.

**Wagner:** Weitgehend ja. Die autoritären Beziehungen, in denen der Mann über die Frau bestimm-

ten wollte, gab es jedoch auch. Die Dominanz war vielleicht nicht so sehr im Beruflichen oder in der Berufsentscheidung ausgeprägt.

Allerdings waren die Möglichkeiten zu einer beruflichen Karriere für die Frauen in Westdeutschland weiter entwickelt als in der DDR. Denn hier war das Ideal: Mann, Frau, Kind, das familienorientierte Ideal viel vorherrschender und wurde auch mehr praktiziert.

Gleichwohl hatte die Arbeit und Arbeitswelt eine größere Bedeutung, davon berichten viele Familien. Frauen, die sich von ihrem Mann nicht ausreichend verstanden fühlten, hatten vielleicht eine Kollegin, mindestens eine, mit der sie sich sehr gut verstanden und besprechen konnten. Freundschaften im Kollegenkreis haben also eine große Rolle gespielt. In den Arbeitskollektiven wurden viele emotionale Beziehungen ausgelebt, auch wenn ich das nicht idealisieren möchte.

## 7.7 Frauenerwerbstätigkeit = Emanzipation?

**Foertsch:** Wenn die Frauen alle arbeiten gegangen sind und arbeiten gehen durften, war dies nicht gleichbedeutend mit der Frage, wie emanzipiert die Frauen sein durften. In Westdeutschland wird dies leicht miteinander gekoppelt, also wenn eine Frau arbeiten gehen darf, ist sie auch emanzipiert, von ihrem Mann unabhängig. Die Möglichkeiten, daß Frauen im Westen Karriere machen können, sind auch vielfältiger gewesen, daß sie also in Position und Stellung kommen, wo sie als Frauen vollkommen unabhängig vom Mann werden können. Auch wenn dies nicht viele Frauen machen, macht allein die Möglichkeit, daß es theoretisch so wäre, einen Unterschied zu einer Situation aus, in der viele Frauen ganz selbstverständlich arbeiten gehen, aber eben ohne große Aufstiegschancen.

**Wagner:** Im Politbüro saßen gerade einmal zwei Frauen.

**Foertsch:** In Westdeutschland gab es eine Auseinandersetzung darüber; Frauen haben im Unterschied zu den Männern gemerkt: 'Wir sind unterdrückt, wir müssen uns aufraffen'. In der DDR war dies dagegen selbstverständlich. Der Staat sorgte schon dafür, daß die Frauen gleichberechtigt sind, also mußten Frauen sich nicht viel Gedanken darüber machen; wenn schon der Staat sagt, 'Ihr seid



gleichberechtigt', dann brauchen sie es nicht noch einmal wiederholen und in konkreten Lebensbereichen überprüfen. Ich habe daher den Eindruck, daß das Maß an Gleichberechtigung in anderen Lebensbereichen, nicht nur im Arbeitsbereich, sehr unterschiedlich war. Viele Frauen haben mir berichtet: 'Ich hab mir immer gewünscht, so selbstverständlich auftreten zu dürfen wie West-Frauen, so selbstbewußt'.

**Wagner:** Das betraf aber auch die Männer. Als Mann in der DDR konnte man auch nicht einfach sagen, was man wollte. Offensiv die eigene Meinung zu vertreten, die von der offiziell tolerierten abwich, war schwierig. Insbesondere in Schulen war dies sehr eindrücklich, ich kenne das aus meiner Erfahrung als Elternvertreter: Früher mußte man sich jedes Mal überlegen, 'Kann ich das jetzt sagen oder wenn ja, welche Konsequenzen hat dies für das Kind?' Das spielt zwar heute auch eine Rolle, ich will mich auch heute mit der Direktorin der Schule nicht unnützlich verkrachen und ihr nicht zu schräg persönlich kommen, aber die übergreifende politische Bedeutung ist entfallen. Man kann also Positionen durchfechten und bleibt nicht dabei stehen zu überlegen, ob man bestimmte Dinge überhaupt sagen darf.

Das hat in vielen Bereichen eine Rolle gespielt, in denen auch männliche Selbstbestätigung schwer war. Die klassischen Bereiche männlicher Selbstbestätigung, wie berufliche Karriere machen oder ein gutes Auto, wie auch immer man das bewerten möchte, das war in der DDR sehr beschränkt.

### 7.8 Parteibestimmtes Männerideal

**Frage:** Wie sah denn das Männlichkeitsideal der DDR aus? Wie sollte sich das 'Oberhaupt einer sozialistischen Familie' verhalten? In mehreren Familiengesprächen äußerten Männer, sie wüßten gar nicht, welchem Ideal sie hätten nachkommen sollen.

**Wagner:** Wie immer in der DDR müssen wir mehrere Ebenen betrachten, die offiziell verkündete, das tatsächlich gelebte Leben und das, was unter der Decke noch eine Rolle spielte. Ein Mann berichtete mir mal über einen anderen Mann, der mit der Schürze in der Küche stehe, naja, der sei eben auch in der Partei. In der SED-Ideologie waren gleichberechtigte Beziehungen angedacht, auch gefordert, in der Realität hat dies – angefangen von

Parteifunktionären – wenig stattgefunden. Gerade Funktionäre waren so eingespannt, daß sie eine Frau im Hintergrund brauchten – wirklich eine Frau im Hintergrund –, während am ehesten in der Mittelschicht durchaus auch von einer linken Ideologie her Gleichberechtigung praktiziert wurde.

**Frage:** Das Motto 'Die Frau sichert das Hinterland' wäre ja die große Übereinstimmung zwischen konservativen Mustern in Ost und West.

**Wagner:** In höheren Positionen finden wir mit Sicherheit eine solche Rollenverteilung. In den Mittelschichten haben wir tendenziell ausgeglichene Beziehungen konstatiert, und in der Unterschicht herrschten ganz konservative Verhältnisse, dafür ist der Ausspruch typisch: 'Ein Mann, der mit der Schürze in der Küche steht, muß ein Genosse sein, der hat eben so verdrehte Ideen im Kopf'. Bei Arbeitern und Handwerkern dominierten also ganz traditionelle Rollenvorstellungen.

**Frage:** Wenn Männer nicht so recht wußten, welchen Vorstellungen eines Familienoberhaupts sie eigentlich nachkommen sollten, dann waren sie – so berichten einige – auch dadurch irritiert, daß ihre Frauen am Arbeitsplatz achteinhalb Stunden lang mit 'attraktiven' Kollegen zusammen waren, die von den Ehemännern als gefährliche Konkurrenz erlebt wurden. 'Weshalb', so fragte sich manch einer, 'soll ich der offiziellen Ideologie der Gleichberechtigung nachhängen und mich am täglichen Haushaltskram beteiligen, wenn das meine Chancen in der Konkurrenz mit diesen Kollegen schwächt? Als althergebrachter Mann habe ich vielleicht sogar mehr Chancen'.

**Wagner:** Zu DDR-Zeiten habe ich genau solche Punkte näher verfolgt: Wo haben die politischen Verhältnisse eine Bedeutung und wo sind es die ganz persönlichen Verhältnisse? Der geschilderte Mann hat möglicherweise sein privates Mann-Sein in der Beziehung zu seiner Frau nicht bewältigt und sein Problem ideologisiert. Insofern ist im Einzelfall sehr genau zu unterscheiden, ob die politischen Verhältnisse nur vorgeschoben werden für persönliche Problematiken.

### 7.9 Geteilte Hausarbeit?

**Frage:** Obwohl über 90% der Frauen in der DDR erwerbstätig waren, haben sich die Männer

nur geringfügig an der Hausarbeit beteiligt, darüber liegen inzwischen gesicherte Untersuchungen vor. Merkwürdigweise behaupten aber sehr viele Männer in Familiengesprächen, wie sehr sie sich stets am Haushalt beteiligt hätten. Haben Sie diese Erfahrung auch gemacht?

**Wagner:** Das kommt darauf an, wen Sie fragen. Denn die Antwort ist von den männlichen bzw. weiblichen Sichtweisen abhängig. Die Frau wird, wenn der Mann nicht die Hälfte der Arbeiten übernimmt, sagen, 'der hilft praktisch nie', während der Mann, der einmal in der Woche abwäscht, behauptet, 'ich helfe doch meiner Frau wirklich sehr im Haushalt'. Zum einen sind die Verantwortlichkeiten klar geregelt: Die Frau hat den Haushalt zu erledigen, und der Mann hilft. Zum anderen unterscheidet sich die Bewertung, dessen was 'man' tut, sehr stark, wie in dem Beispiel deutlich wird. Wenn Sie Männer fragen, bekommen Sie meistens zu hören, 'Ich mache viel mehr als die meisten Männer, die ich kenne'. Wenn Sie die Frauen fragen, hört sich das ganz anders an.

**Frage:** So ähnlich wie es mit den Verrichtungen im Haushalt ist, scheint es auch mit der Zuwendung zu den Kindern zu sein.

**Wagner:** Aus meinen Erfahrungen läßt sich festhalten: Wenn man beide Sichtweisen vergleicht – und ich habe viel mit Paaren gearbeitet –, scheint es doch so, daß die Männer sich ein ganzes Stück weit am Haushalt beteiligt haben, auch mit den Kindern zusammen waren. Teilweise war es auch das Bedürfnis der Männer, mit Kindern umzugehen, aber dies ist eher als eine Tendenz zu verstehen. Gleichberechtigt war es wohl nicht, aber was ist gleichberechtigt? Fifty-fifty ist es mit Sicherheit selten gewesen, aber im Laufe der Jahre waren die Männer zunehmend mehr beteiligt.

**Frage:** Familienforscher in Ost- und Westdeutschland, ob aus München oder Leipzig, sind sich über den bescheidenen Beitrag der Männer einig.

**Wagner:** Der Hauptteil der Verantwortung ist sicher bei den Frauen geblieben. Wie dann konkret die Arbeiten verteilt waren, haben die Paare wohl unterschiedlich praktiziert.

**Foertsch:** Mir scheint das nichts DDR-Typisches zu sein. Es ist zu bedenken, daß hier preußische Traditionen hereinspielen, das sind preußische Erzie-

hungsmuster, nicht nur im Raum Berlin. Das ist deutsche Erziehung oder gar mitteleuropäische Erziehung. Wenn man das in einen größeren Zusammenhang stellt, sieht man, daß dies auch mit anderen Entwicklungen zu tun hat. Die Infragestellung der Rollenbilder ist allerdings im Westen leichter möglich gewesen, auch wenn man damit noch längst nicht zufrieden sein kann.

**Frage:** Die beiderseitige Berufstätigkeit der beiden Partner könnte nach innen hin auch noch anderweitig genutzt worden sein, nicht im Sinne einer Distanzierung voneinander, sondern eines lautlosen Sich-Entziehens. Also ich entziehe mich einer engeren Kommunikation mit allen Verbindlichkeiten, die daran geknüpft sind, auch emotionalen Verbindlichkeiten, indem ich schlicht abwesend bin. Heute, nach der Wende, ist bemerkenswert, daß viele Männer sich Hobbys suchen, die zum Teil als neue Entziehungsstrategien interpretiert werden können, nachdem sie zeitlich nicht mehr so viel ausgelastet sind.

**Foertsch:** Wir beobachten eher, daß Partner sich innerlich entziehen, es geht nicht nur um die räumliche Anwesenheit.

**Wagner:** Auch wenn man in der Familie abends zusammensitzt, abends vor dem Fernseher in der Neubauwohnung und sein Bier dazu trinkt, kann man die Frage stellen: Ist das nahe, ist das entfernt? Das ist oft schwer zu bewerten.

Der Hauptpunkt bleibt, daß die DDR insgesamt eine geschlossenerere Gesellschaft war und Westdeutschland eine offenerere. Die Ausdifferenzierung der Paarbeziehung, wie sie für die vergangenen 20 Jahre in Westdeutschland charakteristisch war, können wir in der DDR nicht feststellen. Andererseits kann man bezweifeln, ob die westeuropäische Entwicklung der Partnerbeziehungen das Non-plus-ultra ist. Ich glaube das nicht, aber das Modell der DDR konnte es auch nicht sein.

## 7.10 Partnerschaft als Humanökologie?

Meine Idee ist, daß der westdeutsche Individualisierungsschritt wahrscheinlich notwendig ist, um dann über den absoluten Egoismus zu einer Human-Ökologie zu kommen, so daß wir innerhalb sozialer Systeme wieder auf andere Menschen zu achten lernen, wie wir gelernt haben, auf Pflanzen

und Tiere zu achten und nicht ausschließlich die eigene Selbstverwirklichung und Individualisierung in den Vordergrund stellen. Mir schweben kooperative, und zwar freiwillig kooperative Beziehungen vor, also Aspekte, die in der DDR mehr erzwungen waren und nicht einem inneren Schritt entsprachen.

Darin besteht für meine Begriffe der Hauptunterschied. Deutlicher als in der DDR ist in Westdeutschland auch Männliches und Weibliches unterschieden, hier ist an den Einfluß des Feminismus zu denken und seine Nachwehen bei Männerinitiativen; diese Entwicklungen haben in dieser Tiefe in der DDR überhaupt nicht stattgefunden. Hier waren alle gleichberechtigt, alle Menschen, das war's dann auch schon fast. Ein darüber hinausgehender Individualisierungsschritt war unmöglich.

**Frage:** Wenn wir heute sehen, daß der politische Umbruch als Auslöser für Familienkonflikte fungiert, dann könnte dies gerade damit zusammenhängen, daß heute mehr Individualisierungsspielräume offenstehen.

**Wagner:** Das war das Paradoxe für mich in der Eheberatung während der Wende-Zeit. Man hätte annehmen können, daß die Verunsicherung die Paare zusammenbringt – das hat es zwar zum Teil auch gegeben –, aber andererseits hat es vielen den Mut gegeben, die sich dann gesagt haben, 'jetzt riskiere ich es'. Nehmen wir das Beispiel einer langdauernden Ehe, die nicht schlecht, aber auch nicht so richtig gut war, in der nun der eine sich sagt, 'Mensch, nun riskierst Du es'. Mehrfach habe ich Paare erlebt, in denen die Frauen losgezogen sind und die Männer als heulendes Elend zurückblieben.

**Foertsch:** Bestimmt gibt es hier große regionale Unterschiede, z.B. zwischen Stadt und Land. In Berlin etwa sind diese persönlichen Aufbruchphasen sicher öfter anzutreffen als irgendwo auf dem flachen Land, wo die Menschen überhaupt nicht von dieser Problematik berührt sind, die Menschen sich nicht begegnen oder solche Möglichkeiten wahrnehmen würden.

**Frage:** Wenn man etwa den Familienatlas des Deutschen Jugendinstitutes (DJI) aufschlägt, kommen die unterschiedlichen Ausprägungen deutlich zum Ausdruck: eher traditionelle Familienmodelle auf dem Land, in den Städten wesentlich mehr Singles oder getrennt lebende Paare.

**Foertsch:** Diese Differenzierung gilt mindestens ebenso sehr für Ostdeutschland. Bewohner aus dem Ostteil Berlins haben viel mehr Berührungen mit anderen Lebensformen als in der Thüringer Provinz, und zwar nicht nur Möglichkeiten, das auszuleben, auch Modelle dafür, wie man alleinerziehend, alleinstehend leben oder als Paar zusammenleben kann, ohne an Heirat zu denken. Solche Modelle für andere Lebensformen sind auf dem flachen Land weniger zu finden, dort sind das nach wie vor Außenseiter.

### 7.11 Schwache Eltern – starke Kinder

**Frage:** Im Spannungsbereich elterlicher Autorität und Kinder stehen die Familien vor neuen Anforderungen. Nachdem die Eltern in der Vergangenheit eine bestimmte Rolle wahrgenommen haben, beginnen nun die Kinder, Fragen zu stellen. Elterliche Autorität zerbröselt, die Erwachsenen wissen sich oft angesichts der Vorwürfe ihrer Kinder nicht zu helfen. Die Antworten, die Familien darauf finden, sind offenbar sehr unterschiedlich.

**Foertsch:** Wenn Kinder ihre Eltern verunsichert erleben, fühlen sich Kinder dadurch selbst verunsichert. Eltern sind wichtige Orientierungspersonen, sie sagen den Kindern, wo es lang geht, und sie wissen auch, daß dieser Weg der richtige ist. Dazu sind Eltern da, und das ist gut so.

Für Kinder und noch viel mehr für Jugendliche, die beginnen, Eltern in Frage zu stellen, ist es wichtig, die Eltern nicht unsicher zu erleben. Wenn Jugendliche merken, 'ich kann meinen Vater umpusten mit meinen Äußerungen', sind sie selbst verunsichert, weil sie nicht mehr wissen, 'ist das mein sicherer, fester und handfester Vater oder ist das ein Mensch, der selbst nicht weiß, wo es lang geht'.

Gerade dies erleben viele Jugendliche zur Zeit, daß ihre Eltern unsicher sind. Den Eltern ist dies nicht vorzuwerfen, denn dies ist ihre Lebenssituation. Aufzulösen ist dies nur, wenn man sozusagen eine Meta-Ebene beschreitet, daß nämlich die Kinder von ihren Eltern lernen müssen – und da werden die Eltern wieder sichere Orientierungspersonen –, 'wie verhalte ich mich zu der Verunsicherung, mit der ich konfrontiert bin?' Nicht daß man sie vermeidet, denn das ist die erste, naheliegende Gefahr, sondern daß ich feststelle, ich kann dieser Verunsi-

cherung nicht weglaufen. Die Wende ist passiert, die Menschen sind mit vielen neuen Lebensumständen konfrontiert. Wenn die Eltern also lernen, mit Verunsicherung umzugehen, können sie dies als ganz sicheres Muster an ihre Kinder weitergeben. Ohne zu sagen, so und so ist es richtig, denn die Verunsicherung ist damit nicht weggewischt.

**Wagner:** In der Pubertät ist die Sicherheit der Eltern sehr stark angefragt, weil die Jugendlichen dabei sind, die wunden Punkte herauszufinden. Wenn ich dann meine Rolle als Vater oder Mutter nicht ausfüllen kann, hat dies Konsequenzen für die Kinder, die mich prüfen. Sie sind mit einem höheren Maß an Unsicherheit konfrontiert, was für die Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben ungünstig ist.

### 7.12 Konfrontation mit der Unsicherheit

**Frage:** Heißt das, daß die Kinder die Unsicherheit der Eltern bewußt entgegennehmen und akzeptieren sollen? Wie sollen sie begreifen, was da vor sich geht?

**Foertsch:** Ich meine das nicht im Sinne von akzeptieren, sondern dies ist die Lebensrealität der Eltern, vor der niemand weglaufen kann. Sie stellt sich jeden Tag wieder neu her.

**Frage:** Aber die Kinder tun es ja zum Teil, sie laufen ja weg, sie gehen in ihre Cliques zu ihresgleichen.

**Foertsch:** Genau, sie laufen in ihre Cliques, um dieses Maß an Sicherheit wieder zu bekommen. Aber das könnte eine Vermeidungs- und Fluchtten- denz sein. Den Eltern bleibt nichts anderes übrig, als sich mit dieser Verunsicherung auseinanderzusetzen. Vermeidung hat auf Dauer keine gute Auswirkungen.

Es geht nicht darum, verunsicherte Eltern einfach hinzunehmen. Aber immerhin kann dies ein wichtiges Modell für die Kinder sein, wenn die Eltern lernen, sich damit auseinanderzusetzen, indem sie nicht mehr vermeiden, sondern auf die Angst und Verunsicherung zugehen, hingucken und nicht weggucken. Die alten Verhaltensmuster führen in der neuen Welt nicht weiter, und auch den Kindern bringen sie damit diese neue Verhaltensmuster nahe.

**Frage:** Nehmen wir das Beispiel eines Vaters, der arbeitslos wurde, wobei die Kündigung nicht nur

von den Eltern, sondern auch von den Kindern als ungerecht empfunden wird. Die Nicht-Übernahme durch den westlichen Arbeitgeber wird also auch von den Kindern als Verletzung empfunden. Was soll in diesem Fall heißen, ich solle der unsicheren Situation offenen Auges entgegenschauen?

**Foertsch:** Zunächst einmal ist die Bedeutung wichtig, die der Vater der Tatsache gibt, arbeitslos geworden zu sein. Zum Beispiel, wenn er denen, die ihn nicht übernehmen wollten, die Schuld dafür gibt. Das ist als Interpretation in Ordnung, aber wenn der Vater dabei bleibt, wird er nicht in die Lage kommen zu überlegen, wie er aus seiner Situation heraus eine neue Arbeit bekommen kann.

Wenn er dabei bleibt, die Ungerechtigkeit zu beschwören, wird er seine Lage nicht ändern können. Die Verunsicherung ist in Ordnung, ist sogar notwendig; problematisch jedoch beginnt es zu werden, wenn das Gefühl bleibt, davon abhängig zu sein. Dann kann auch das Kind keine Lebensstrategie entwickeln und auch keine Methode, diese Schwierigkeit innerlich zu bewältigen.

**Frage:** Wir hören ja des öfteren Äußerungen, der westliche Kolonisator sei an der Arbeitslosigkeit schuld. D.h. es findet eine Verlagerung auf den Außenfeind statt, die die Familien sogar stabilisieren kann. In diesem Fall übernehmen die Kinder diese Erklärungsmuster.

**Wagner:** Sicher stößt man auf solche Äußerungen, ich möchte sie aber nicht allzu hoch bewerten. Schuldzuweisungen mögen zwar so eindimensional geäußert werden, aber tief im Innern werden selbst Menschen, die 'schuldlos' arbeitslos geworden sind, das Gefühl nicht los, irgendwie dazu beigetragen zu haben. Auch der Jugendliche wird in diesem inneren Zwiespalt leben. Auf der einen Seite wird er vielleicht auf diese Kolonisatoren schimpfen, aber zum anderen wird er – das wäre nur altersgerecht – seinen Vater für eine Flasche, für einen Versager halten. Das macht die Familiensituation dann heikel. Die Pubertät beinhaltet immer eine Konfrontation mit der Unsicherheit, selbst unter sichersten Verhältnissen. Das ist entwicklungspsychologisch notwendig. Schwierig wird es dann, wenn wir Verhältnisse haben wie jetzt, in denen eine Externalisierung der Ursachen vielen möglich erscheint; dies birgt die Gefahr, sich mit den eigenen Unsicherheiten nicht auseinanderzusetzen, also die Entwicklung auch

nicht als offen anzusehen. Dann können sich die Familienstrukturen verhärten und sich die unterschiedlichsten Symptome und persönlichen Schwierigkeiten entwickeln.

### 7.13 Aggression als Selbstschutz?

**Frage:** Die Zuweisungen der Schwierigkeiten auf einen Außenfeind muß allerdings nicht notwendig zu einem größeren Verständnis nach innen führen. Bilden wir das Beispiel noch etwas weiter: Der Sohn mag zwar der Verlagerung der Verantwortung nach außen, auf den westlichen Arbeitgeber, zustimmen, aber er kann – insbesondere in seinem pubertären Alter – die Demütigung der Eltern nicht ertragen, also ihre Resignation und ihre Enttäuschung, zu den geschichtlichen Verlierern zu gehören. Er begehrt im Gegenteil auf, übernimmt nicht nur symbolisch gesprochen ‚die Fahne der Eltern‘ und sinnt nun darauf, mit aller Gewalt gegen die Kolonisatoren vorzugehen. Das schmerzliche Gerede der Eltern reicht ihm nicht aus, er schließt sich einer Clique gewaltbereiter Jugendlicher an. Ist dies aus seiner Sicht nicht konsequent? Da die schwachen Eltern ihm keinen Schutz geben können, rüstet er innerlich selbst auf und wird aggressiv. Was heißt unter solchen Umständen, der Jugendliche solle die Unsicherheit seiner Eltern ‚akzeptieren‘? Er nimmt sie wohl zur Kenntnis, verhält sich auch nicht resignativ wie seine Eltern, sondern wird aktiv, ja er schlägt über die Stränge und läßt alle Aggressionen, einschließlich diejenigen, die seine Eltern an ihn weitergereicht, also auf ihn übertragen haben, heraus. Das mag uns von den Auswirkungen her nicht sympathisch sein, aber handelt es sich nicht um ein sehr kohärentes Verhalten des Jugendlichen?

**Wagner:** Ich bezweifle das. Ich weiß nicht, ob der Jugendliche in diesem Fall wirklich Unsicherheit zuläßt. Mir scheint, der Jugendliche überspielt seine Unsicherheit, indem er gewaltbereit ist, gar Gewalt ausübt. Der Vater überspielt seine Unsicherheit, indem er sich noch mehr zurückzieht, als es gut ist. Die Verdrängungsleistung wird komplementär aufgespalten. Wenn es dem Vater gelänge, mehr Aktivitäten zu entfalten, wäre vielleicht der Sohn in der Lage, seine Unsicherheit anders umzusetzen, als nur das andere Extrem zur elterlichen Passivität zu liefern.

**Foertsch:** Wer seine Unsicherheit zuläßt und benennt und anschaut, muß nicht gleich wieder verunsichert sein. Da gibt es keinen Automatismus. Ganz im Gegenteil, in der jetzigen Zeit kann es ein großes Gefühl von Sicherheit geben, wenn ich Eltern habe, die in der Lage sind, darüber zu sprechen und neue Strategien zu entwickeln. Das kann sehr viel Sicherheit geben, wenn man Eltern hat, die in der Lage sind, das zuzulassen.

Ich könnte dafür auch Beispiele nennen. Ich denke an eine Mutter von drei Töchtern – zwei von ihnen sind recht handfest in der rechtsradikalen Szene eingetaucht. Die Mutter war überhaupt nicht in der Lage, mit ihrer neuen Lebenssituation klarzukommen. Sie war selbst arbeitslos geworden, hatte aber immer von sich ein Bild, sie sei eine Mutter, die damit klarkomme, alleinerziehende Mutter von drei Töchtern zu sein, die sich eingeredet hat, ‚ich komme damit klar, ich komme damit klar, ich komme damit klar‘. Sie sagt das auch weiterhin und schaut überhaupt nicht hin, daß sie nicht in der Lage ist, mit ihrer Arbeitslosigkeit klarzukommen.

### 7.14 Kinder als Symptomträger

Oder ich denke an eine andere Familie, in der Arbeitslosigkeit keine Rolle spielt. Der Vater befindet sich nach wie vor in einer sehr guten Position, vor der Wende wie heute auch; sein Sohn jedoch, der jetzt in der Gesamtschule ist, hat ganz viele Fragen, viele Probleme, ist ganz diffus. Frißt in sich hinein, ist übergewichtig geworden noch dazu. Die Eltern können das überhaupt nicht zulassen, daß ihr Sohn so viele Fragen hat, auf die sie selbst keine Antworten wissen. Eigentlich müßten die Eltern sagen, ‚so genau wissen wir das auch nicht, wir sind doch zusammen in der DDR großgeworden, jetzt haben wir doch auch das Problem der Umstellung‘. Dem Jungen bleibt gar nichts anderes übrig, als sich in seine eigenen depressiven Träume zu verkriechen – er hat angefangen zu stottern, hat Sprachprobleme, frißt alles in sich hinein, ist übermäßig dick geworden. Die Eltern lehnen, das habe ich in der Therapie erlebt, jede Infragestellung dessen ab, was sie bisher gemacht haben. Der Vater neigt mit jeder Infragestellung mehr dazu, autoritär zu reagieren, die Mutter zieht sich noch mehr zurück, schützt ihren Mann und traut sich gar nicht, ihm zu sagen, ‚wir müssen

lernen, uns den neuen Fragen zu stellen’.

**Frage:** Ein anderes Muster, das man häufig findet, ist etwa folgendes: Wir treffen auf eine selbständige Frau, die auch heute noch ihre Frau steht, sie sieht in den neuen Verhältnissen ihre Chance, will es doch noch einmal wissen. Der Ausbruchsversuch wirkt auf die Familie explosiv, es geht schlicht auseinander, die Familie steht vor der Trennung. Ein Partner setzt eben seine Interessen durch ohne Rücksicht auf die anderen Familienmitglieder; meist sind es dann die Kinder, die auffällig werden.

**Foertsch:** Ja, die Kinder entwickeln dann Symptome, die versuchen, die Familie zusammenzuhalten. Sie werden auffällig, fangen an zu zündeln, werden kriminell, das ruft die Familie wieder an einen Tisch und dann müssen sie Kriegsrat halten, was sie mit dem mißratenen Sohn machen. Als Familientherapeuten sehen wir, daß solch ein Symptom – auffälliger Sohn – immer eine Funktion für die Familie hat.

**Wagner:** Dies gilt besonders dann, wenn das Paar die Probleme nicht von sich aus angeht. Wenn es also untergründig schwelt und agiert wird, ohne daß es zu einer Lösung kommt. Denn andererseits kann ein glückliches Ende für eine Familie durchaus auch in einer Scheidung bestehen. Der Überzeugung bin ich mittlerweile doch. Wenn schwelende, ungute Verhältnisse aufbrechen und die Krise kommt, ist eben beides möglich: eine neue Balance oder das Ende der Familie.

**Frage:** Kommen wir auf die Ausgangsfrage zurück: Was ist gleich geblieben in der Familienkommunikation seit 1989, was hat sich verändert?

**Wagner:** Was sich verändert hat? Die Riesenschlangen vor den Beate-Uhse-Läden!

### 7.15 Die fehlende Sprache für Sexualität

Die sog. sexuelle Revolution hat ja ihre beiden Seiten. Ich denke jetzt nicht nur an die Titelseiten in den Schmierblättern, es kann durchaus durch die Liberalisierung gelingen, leichter über Sexualität zu sprechen. Ich erinnere mich an einen Klienten aus einem Dorf in Mecklenburg-Vorpommern, der sagte, ‘wenn meine Potenzstörungen dort bekannt werden, ist das schlimmer, als wenn ich ein Haus angezündet hätte; dann kann ich mein Heimatdorf verlassen.’ Er kam extra zu uns in die Therapie nach

Berlin. Wenn heute freier über Sexualität gesprochen werden kann, kann dies zu einer Entlastung der Paare führen, es muß ja nicht immer hundertprozentig und optimal funktionieren.

**Frage:** Wenn in Familiengesprächen die Sprache auf Sexualität kommt, reagieren die Gesprächspartner sehr unterschiedlich. Oft können die Frauen leichter darüber sprechen als die Männer. Auffallend jedoch ist es, daß es in Familien, in denen nicht die Erwachsenen, sondern die Jugendlichen Verhaltensauffälligkeiten zeigten, mit der Sexualität der Eltern nicht gestimmt hat. Die gestörte Sexualität hat offenbar Auswirkungen auf das gesamte Familiengefüge.

**Foertsch:** Es ist klar, daß Sexualität in Paarbeziehungen die empfindlichste Stelle ist und auch die Stelle, an der ein Paar zuerst merkt, daß etwas nicht in Ordnung ist. Aber bis ein Paar dann in die Familientherapie kommt, ist oft schon ganz viel passiert, weil viele – das gilt für Ost wie für West gleichermaßen – keine Sprache für Sexualität gefunden haben. Mehr Offenheit über Sexualität entsteht ja in einem anderen Bereich: Dort, wo Sexualität als Ware gehandelt wird. Da redet man anders über Sexualität als in der Paarbeziehung, wo es eigentlich um Liebesworte geht. Aber die Sprache darüber findet sich nur in schöner Literatur, und wer liest die?

Wenn jedoch keine Sprache da ist, wie will man dann darüber reden? Nehmen wir das Standardproblem: Der Mann will, die Frau verweigert sich, und der Mann weiß gar nicht warum und kann das auch nicht fragen. Oder umgekehrt kann die Frau nicht fragen, ‘warum willst Du immer und ich nicht?’

**Frage:** Offenbar reden Paare gerade in solchen Krisensituationen nicht weiter. Man kann ungelöste sexuelle Konflikte ja kurzfristig hinnehmen, aber über längere Sicht muß Sexualität, also ein Kernbereich in Partnerbeziehungen, zu befriedigenden Lösungen führen.

**Foertsch:** Wir machen da sehr erstaunliche Erfahrungen: Die Geduld der Menschen ist offenbar ganz, ganz lang.

**Wagner:** Wir haben Paare getroffen, die waren seit Jahren zusammen und hatten noch niemals sexuelle Beziehungen. Oft ist es nicht nur eine Frage der sexuell-erotischen Begriffe, sondern der dahinter liegenden Beziehungsstörung. Die sexuellen Diskrepanzen sind ein Symptom für eine darunter

liegende Beziehungsstörung, die nicht angegangen wird.

**Foertsch:** Wir schauen in solche Fällen, in welchem anderen Bereich findet sich das gleiche Beziehungsproblem wieder, man findet es auf allen Ebenen. Beispielsweise sagt der Mann immer auf allen Ebenen, wo es lang geht, und die Frau hat gar keine Möglichkeiten, sich zu äußern. Da wir das in anderen Bereichen auch finden, haben wir die Chance, dann darüber zu sprechen, denn dafür gibt es dann eine Sprache.

**Frage:** Sie suchen also nach parallelen Konfliktsituationen.

**Foertsch:** Ja, das Muster findet man auf vielen Ebenen der Beziehung, sogar in wichtigeren Lebensbereichen als Sexualität.

**Wagner:** Gibt's das?

**Foertsch:** Jedenfalls wenn das die Menschen für sich so definieren. Es gibt ja auch Menschen, die zu uns kommen und sagen, 'am wichtigsten ist uns, daß wir mit unserer Sexualität keine Probleme haben'. Dann ist die Sache für uns in Ordnung, dann brauchen wir nicht tätig werden. Ein Paar, das mehr wie Schwester und Bruder zusammenlebt und des-

wegen kaum miteinander Sexualität hat, lebt auch in anderen Bereichen wie Schwester und Bruder zusammen. Sie können nun sagen, 'wir wollen das so, wir fühlen uns so viel sicherer als Mann und Frau, die sich sehr nahekommen', dann können sie sich entscheiden, ob sie es weiter so machen wollen, oder ob sie doch noch mal probieren, einen richtigen Partner zu finden. Aber das ist nicht unsere Entscheidung.

Schwieriger ist es mit anderen, die sexuelle Probleme angehen wollen, aber damit nicht sprechen können. Aber trotzdem kann man das bearbeiten, indem man über parallele Konflikte in anderen Lebensbereichen spricht, das meine ich.

Als Therapeutin ist mir der Bereich Intimität sehr wichtig. Meine Klienten sollen sich geschützt fühlen. Ich muß also nicht unbedingt über Sexualität sprechen und kann trotzdem darauf hinarbeiten, daß ein Paar neue Beziehungsformen und dann auch neue sexuelle Muster finden wird. Ich muß nicht immer in die Schlafzimmer schauen, um Paaren weiterhelfen zu können.

*Das Gespräch führte Conrad Lay.*

## 8. Die Akteure

**Vorstellung der in Familienporträts und Themenschwerpunkten auftauchenden Personen. Mit kurzen, persönlichen Angaben für KursteilnehmerInnen und Interpretationsangeboten für KursleiterInnen**

*Conrad Lay*

### 8.1 Familie Liedtke

*Gundula Liedtke*

**Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

– 34 Jahre alt, Verwaltungsangestellte im öffentlichen Dienst, Potsdam, drei Kinder, davon die beiden ältesten aus erster Ehe, in Scheidung lebend

**Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

– *die starke DDR-Frau*: regelt ihren Alltag allein, übernimmt die Kindererziehung, der Mann steht „unterm Pantoffel“ und wird als „fünftes Rad am Wagen“ oder als „weiteres Kind“ angesehen; sie hat sich übernommen mit Dreifachbelastung: Arbeit, Kinder, Haushalt – im schlimmsten Fall kommt das Problemkind ins Heim.

– finanzielle Selbständigkeit: alleine klarkommen, selbstverständlich erwerbstätig sein

– *Chancen* des individuellen Aufbruchs: nur kurze Phase des Zusammenrückens unmittelbar nach der Wende '89; sofort darauf sieht sie die Chancen einer neuen Lebensgestaltung; die Risiken einer zerbrechenden Familie bzw. deren Umbildung nimmt sie in Kauf

– *Kommunikation*: Außendruck/Binnenkommunikation – ob während der DDR-Zeiten oder in der Umbruchperiode nach 1989 – das Zusammenstehen der Partner führt nicht zu einer engen, nahen Kommunikation; Kommunikationslosigkeit führt zur Trennung;

– *Kinder*: tendenziell vernachlässigt wegen Überlastung der Frau und Abwesenheit des Mannes; heute machen sich Kommunikationslücken, wenn nicht Kommunikationsleere im Verhältnis zu den Kindern bemerkbar; Kinder bauen sich eigene Welt auf

– *Gewalt in der Familie*: von Mann gegen Frau; von Eltern (Mann oder Frau) gegen Kinder

– *Familiengründung/Partnerwahl*: „hat sich ergeben“; andere Wertigkeit der Ehe in DDR: von zuhause weg, Wohnung finden; Automatismus der Familiengründung: keine spezielle Wahl für Kinder („dreie sind zweie zuviel“)

– *Westverwandte/Spaltung Deutschlands*: kurze Euphorie, dann wieder Distanz zu Westberliner Verwandten

– *Scheidung*: Streit um gemeinsames Kind Tino

*Ulf Liedtke*

**Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

– 35 Jahre alt, Angestellter im öffentlichen Dienst Westberlins, Oranienburg, 1 Kind (Tino), in Scheidung lebend

**Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

– *der schwache DDR-Mann*: er schleppt Geld an, aber das tut die Frau auch; seine Rolle als „Familieneroberhaupt“ bleibt unklar, auf jeden Fall aber ist sie bequem: alltagspraktisch überlässt er die Verantwortung und größten Teil der Hausarbeit der Frau; heute wird die ehemalige offizielle Sichtweise der



‚Gleichberechtigung‘ als Propaganda abgetan: dergleichen braucht ‚man‘ sich nicht mehr gefallen zu lassen.

– *Chance/Risiko*: er hat seit dem Mauerfall familiär ‚Nasse‘ gemacht, für ihn ging es seitdem bergab; er hat daran weiterhin zu knacken und wartet ab, Chancen sieht er in seinem persönlichen Bereich sehr wenige

– *Kommunikation*: Außendruck / Binnenkommunikation: ob während der DDR-Zeiten oder in der Umbruchperiode nach 1989 – das Zusammenstehen der Partner führt nicht zu einer engen, nahen Kommunikation; nachdem die Phase materieller Unsicherheit für die Liedtkes vorbei ist, machen sich heute Kommunikationslücken, wenn nicht -leere im Verhältnis zu den Kindern bemerkbar

– *Kinder*: der Vater glänzt durch äußere bzw. innere Abwesenheit; zwar macht er zwischen seinem leiblichen Sohn und den beiden älteren Kindern keinen Unterschied, doch entsteht vom Vater her zu den Kindern über lange Jahre kein inneres Verhältnis; die Kinder fühlen sich im Laufe der Zeit mit ihren Wünschen abgestoßen und geben es auf, sich an den Vater zu wenden; erst in der Krisensituation erinnert sich der Vater der Kinder: im Streit wird um die Kinder gezerrt

– *Gewalt in der Familie*: auch für Disziplin und Bestrafung ist nicht das männliche ‚Familienoberhaupt‘ zuständig; ‚man‘ schaut zu, wie Frau die Kinder prügelt und sich dabei selbst wehtut

– *Familiengründung*: um schnell weg von den eigenen Eltern zu kommen, gründet ‚man‘ wie ‚frau‘ eine Familie; das Single-Sein wird erst nach Scheitern der Ehe zum ersten Mal ausprobiert.

– *Westverwandte*: vor der Wende gab es lustige Familienfeiern mit Tantchen aus dem Westen

– *Scheidung*: zu DDR-Zeiten als Makel empfunden; enge moralische Maßstäbe aus seinem Herkunftsdorf (Mark Brandenburg) machen nach der Wende westlichen, großstädtischen Vorstellungen Platz

### *Christian Liedtke*

**Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

- 15 Jahre, Schüler, Potsdam
- Bruder Mike, 16 Jahre, Auszubildender
- Bruder Tino, 10 Jahre, Schüler

**Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

– Kinder a) *Kommunikation*: Christian spricht nicht mit Eltern über Probleme, erhielt von klein auf wenig Zuwendung; viele Wohnortwechsel sorgten für Beziehungsunsicherheit, von früh an in Hort und Kindergarten, Schlüsselkind; entzieht sich bei Problemen; nach Bestrafung muß er für sich allein „abstinken“; rasch wechselnde Interessen (CB-Funk, Schülerfunk, Disko etc.)

– Kinder b) *Autorität der Erwachsenen* zerbricht: Christian kommt nicht nach Hause, nachmittags nicht und teils auch nachts nicht; Strafen der Mutter; auch Autorität der Lehrer angeknackst: Christian entzieht sich der Schule

– Kinder c) *eigene Welt aufbauen*: Interesse für CB-Funk; sich in Cliques herumtreiben; Interesse an illegalen Autorennen in Ludwigsfelde; nachts nicht nach Hause kommen: sucht Vaterersatz bei älteren Männern

– *Gewalt*: Christian schreibt einen brutalen, blutrünstigen Schulaufsatz nach dem Motto: „ist doch besser, nur in der Phantasie...“

## **8.2 Familie Schindler**

### *Annegret und Rudolf Schindler*

**Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

– Annegret Schindler: 44 Jahre, Polizeibeamtin in Berlin (Ost)

– Rudolf Schindler: 45 Jahre, ehemaliger Polizeibeamter, heute Fahrlehrer, Berlin (Ost)

**Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

– *Risiken* der Umbruchzeit: Mann wegen Übergewicht nicht übernommen, dann zeitweise arbeitslos; sie: starke ideologische Umorientierung als (Ex-Volks-)Polizistin notwendig, er: Saisonarbeiter; sehen sich als Einheitsverlierer: starke Identifizierung mit der DDR, Nostalgie

– *Kommunikation*: doppelte Kommunikation zu DDR-Zeiten: kein West-Fernsehen; heute macht sich im Verhältnis von Außendruck und Binnenkommunikation eine Verhärtung gegenüber der feindlichen Außenwelt bemerkbar, die Eltern über-

tragen eigene Aggressionen auf ihren Sohn Sven, enger Zusammenschluß von Mann und Frau, um die Arbeitslosigkeit zu meistern, aber: eigene Beziehungsprobleme „können warten“

– *Kinder*: allgemein: kleine Erwachsene, große Kinder; Erziehung gewandelt: Abstriche machen

a) Sohn: tendenziell vernachlässigt, zu kurz gekommen („waren immer schon selbständig“), heute: Elterliche Autorität zerbrochen, den Eltern entglitten, Kommunikation nahezu abgebrochen; Hilflosigkeit gegenüber Aggressivität des Sohnes;

b) Tochter: unauffällige Tochter: aber genauso wenig Kommunikation und Beziehung, Schulprobleme bahnen sich an

– *Gewalt in der Familie*: der Frau rutscht die Hand aus gegenüber beiden Kindern; heute: umgekehrt Sorge, daß Sohn gegenüber ihr gewalttätig wird

– *Familiengründung*: Vereinbarkeit von Kinder und Beruf kein Thema bei Familiengründung, als selbstverständlich unterstellt

– *Westverwandte*: nach kurzer Euphorie wieder auseinandergegangen; die Westler wollen nur „politisieren“, d.h. die Ostler mit Schuldvorwürfen überhäufen; Rückzug in eigene (Ost-)Kreise

### *Sven und Daniela Schindler*

**Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

– Sven Schindler: 15 Jahre, Schüler, Berlin (Ost)

– Daniela Schindler: 14 Jahre, Schülerin, Berlin (Ost)

**Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

– *Kommunikation*: Nebeneinanderherleben, beide Kinder übernehmen politische Wertungen der Eltern, aber der Sohn will sie mit gewaltförmigen Mitteln umsetzen; dagegen setzen sich Eltern ab: hoffen auf seinen Auszug aus der Wohnung, alle Beteiligten haben Kommunikation abgeschrieben

– *Kinder*: Eltern und Lehrer kommen nicht mehr gegen Kinder an; erklären sich für hilflos; machen an ihren Erziehungsvorstellungen Abstriche; Sohn: läßt sich nicht beeindruckt oder emotional anrühren; Tochter: „ich hab meine Eltern im Griff“, aber weiterhin „brav“

– *Kinder*: a) Sven mußte mit Abwesenheit des Va-

ters zurechtkommen („wegstecken“), statt Probleme zu bearbeiten, läßt er sie „verrotten“; nachmittags bei den Pionieren („geschlossene Anstalt, war jut“); heute: erst rechts-, dann linksradikal; die emotionale Aggressivität muß raus („immer in die Eier“); nimmt Erbe der Eltern auf (DDR-Flagge über Bett), bis es diesen peinlich wird; deutlicher Werteverlust (Drogen, Abtreibung)

– *Kinder* b) Daniela: unauffällig, keine Problem für Eltern, aber beinahe eingefrorene Kommunikation zu Eltern; sie hat gelernt, sich alleine zu beschäftigen: verkriecht sich in ihr Zimmer oder weicht zu Freunden aus; geht aufs Gymnasium, weil es dort für sie bequemer ist (Freunde dort, räumliche Nähe)

– *Gewalt* Sven: es geht nur mit Gewalt; mehrfach Schlägereien, vorbestraft

## **8.3 Familie Rink**

### *Friederike und Hubert Rink*

**Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

– Friederike Rink: 36 Jahre, Ex-Zerspanerin, Ex-Kindergärtnerin, z. Zt. Betreuerin in Begegnungsstätte auf ABM-Basis, Glauchau / Sachsen

– Hubert Rink: 40 Jahre, Werkzeugmacher, Glauchau

**Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

– *Chancen / Risiken* sie: vom wirtschaftlichen und sozialen Umbruch klassisch betroffen – die Zerspanerin und spätere Hortbetreuerin wird zeitlich befristete ABM-Kraft im Sozial-Zentrum; sie sieht ihre künftige Rolle auf keinen Fall als Nur-Hausfrau, aber zögert mit beruflicher Neuorientierung. Er: kann Job halten, aber sieht sich deutlich höheren Leistungsanforderungen ausgesetzt, so daß er zuhause weniger präsent ist und weniger Aufgaben übernehmen kann. Ökonomische Sorgen verlängern sich zu einer allgemeinen Ängstlichkeit (keine Reisen in Westen, Unsicherheit in der Erziehung).

– *Kommunikation*: große Kontinuität in der innerfamilialen Kommunikation: großes Sicherheitsbedürfnis – Konflikte nicht offen ausgetragen; beide wollen das bisherige Rollengefüge erhalten, sehen sich aber aufgrund des Außendruckes in eine tradi-

tionelle Ein-Verdiener-Familie mit dem Mann als Familienoberhaupt gedrängt. Die Familie kann dies bisher zwar auffangen (Versuch der sanften Anpassung), aber es droht die Gefahr eines Auseinanderdriftens: Mann mit außerhäusigen Hobbys, Frau als Verliererin. Innerhalb des größeren Familienverbandes: Frauen geraten in Konflikte mit den Frauen der Vor-Generation (Schwiegermütter-Syndrom)

– *Kinder*: Erziehungsmaßstäbe liberalisiert; Sohn: entzieht sich mehr und mehr; (übergroße) Sorge um schädliche Einflüsse aus dem Westen (Drogen, Gewalt)

– *Gewalt*: taucht in der Familie nicht auf, aber die Frau erlebt sie sehr stark bei der Arbeit

– *Familiengründung*: sehr vieles „hat sich ergeben“, scheint wenig bewußt gewählt oder gar geplant zu sein

– *Westverwandte*: gibt es nicht, die Rinks sind noch kein einziges Mal in den Westen gereist (außer für's Begrüßungsgeld)

### *Ralf und Stefanie Rink*

**Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

– Ralf Rink: 15 Jahre, Schüler, Glauchau

– Stefanie Rink: 9 Jahre, Schülerin, Glauchau

**Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

– *Kinder*: *Kommunikation* Stefanie: Kommunikation mit ihrem Bruder tendiert gegen Null, hängt ansonsten vor dem Fernseher; Ralf: ehemals strenge Erziehung liberalisiert sich; entzieht sich Eltern, kommunikative Leere; es gibt keinen offenen Konflikt, Ralf bleibt „brav“, doch er flüchtet aus der Langeweile des Elternhauses in den Jugendtreff

– *Kinder*: *eigene Welt* Ralf: baut sich eine eigene Welt mit seiner Clique auf; sieht sich als Gewinner der Wende; Gewalt kein Problem in der Provinz

## **8.4 Familie Kallenborn**

### *Franziska und Hannes Kallenborn*

**Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

– Franziska Kallenborn: 36 Jahre, Sprachtherapeutin, Cottbus

– Hannes Kallenborn: 40 Jahre, Lehrer, Cottbus

**Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

– *Chancen/Risiken* er: sehr von Kontinuität bestimmt; sie: sah sich wegen Intrigen und Konkurrenz gezwungen, Arbeitsplatz zu wechseln; beide: nach der Wende von der Arbeit sehr angestrengt, deutlich weniger Zeit; Familie als Ablassventil für Spannungen aus der Arbeitswelt

– *Kommunikation* erster Eindruck: hohes Maß an Verbalisierung – das „angemessene, vernünftige Maß“ entscheidet; aber er: ist relativ verschlossen, spricht Konflikte nicht aus, ist deprimiert und leicht entmutigt; sie: Zusammenhalten ist das Wichtigste, offene Probleme kommen dabei „um des lieben Friedens willen“ zu kurz; beide: betonen Normalität, Zusammenrücken in sozial schwieriger Zeit; früher: Ordentlichkeit als vorgegebener staatlicher Maßstab, heute: Ordentlichkeit freiwillig gewählt

– *Kinder/Erziehung*: beide Elternteile: jetzt zählt Ellenbogen und Individualität; diese Botschaft des Westens wollen sie an ihre Kinder weitergeben. Mit der Liberalisierung sind neue Erziehungsmaßstäbe verknüpft: nicht mehr Sich-Einordnen, sondern Ellenbogen als oberstes Gebot

– *Kinder/Kommunikation*: jüngere Tochter Dana: kommt seit dem Umbruch'89 in Zuwendung und Kommunikation zu kurz (Fernsehen); ältere Tochter Anja: schert mit eigenen Interessen aus, schwächt diese aber wieder ab auf ein „vernünftiges Maß“; die Notwendigkeit eines wohlbehüteten Elternhauses scheint aufgrund der latenten bis manifesten Gewalttätigkeit auf der Straße plausibel zu sein.

– *Gewalt*: an Gewalt auf den Straßen in Cottbus gewöhnt; ältere Tochter wurde bereits von rechtsextrremen Jugendlichen verprügelt

– *Familiengründung*: zog sich über längeren Zeitraum hin

– *Westverwandte*: nein, aber Westbekannte, halbjähriger herzlicher Besuch

### *Anja und Dana Kallenborn*

#### **Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

- Anja Kallenborn: 14 Jahre, Schülerin, Cottbus
- Dana Kallenborn: 8 Jahre, Schülerin, Cottbus

#### **Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

*Kinder/Erziehung:* Anja geht wie selbstverständlich von gelockerten Erziehungsmaßstäben aus, zuhause wie in der Schule

*Kinder/Kommunikation:* Anja erhielt frühe Anerkennung bei den Pionieren, ist stark leistungsorientiert, schafft sich ihr eigenes Leben, hält sich aber an familiäre Kompromißformeln („den Bogen nicht überspannen“, „die Liebe mit dem Freund nicht übertreiben“) und wohlgeordnete Verhältnisse; Einschränkung der Bewegungsfreiheit durch Gewalttätigkeit auf der Straße; mit kleiner Schwester oft Krach: Eltern wirken konfliktthemmend

*Gewalt:* wurde von Rechtsradikalen auf der Straße verprügelt, einschneidendes Erlebnis

### **8.5 Familie Telschow**

#### *Tina Telschow*

#### **Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

- Tina Telschow: 30 Jahre, diplomierte Historikerin, jetzt Universitätssekretärin, Jena
- Sohn Leo: 4 Jahre
- Eltern: 66 und 63 Jahre, beide Rentner
- Bruder Matthias, 39 Jahre, ledig

#### **Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

– *die starke DDR-Frau:* finanziell selbständig, emotional selbständig, Mann würde nur die Rolle eines „weiteren Kindes“ spielen, deshalb Familienplanung ohne Vater; ihre Eltern: Mutter für das tägliche Leben zuständig, Vater als Funktionär sehr viel außerhalb tätig

– *Chancen/Risiken:* alleinstehende Mutter: genau geplant, war auch ohne männliches „Einverständnis“ möglich, weil Mann stillschweigend Verhütung von Frau erwartete – männliche Nachlässigkeit einkalkuliert; geringere Alimentenzahlung wegen

schlechten Gewissens, aber kein weiterer Kontakt zum Vater Leos; dann wurde Tina Telschow jedoch in ihrer Entscheidung von der Wende (mit ihren sozialen Folgen) überrascht

– *Kommunikation:* aufgrund der Einschränkung der staatlichen Kinderbetreuung ist sie jetzt auf Hilfe der Großfamilie angewiesen; Bruder auch Single: hilft auch mit; ungewollte, neue Bedeutung (nicht nur gegenüber Enkel) von Oma und Opa; Opa übernimmt teilweise Vaterrolle

– *Familiengründung/Kinderwunsch:* Tina Telschow hätte gerne zweites Kind, aber nur mit einem Mann zusammen

### **8.6 Familie Roloff**

#### *Tatjana und Rotraut Roloff*

#### **Angaben für Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer:**

- Tatjana Roloff: 32 Jahre, Ex-Forschungstudentin, heute Promotionsstudentin; ihre Scheinehe im Oktober 1989 wurde kurz darauf wieder geschieden; aufgewachsen in Halberstadt, jetzt in Berlin (Ost), mit Westberliner Kunststudenten befreundet
- Rotraut Roloff: 40 Jahre, Therapeutin, aufgewachsen in Halberstadt, seit 14 Jahren in Hamburg, geschieden, 20jährige Tochter aus erster Ehe, heute mit italienischem Freund und kleinem Baby
- weitere Tochter Ilona: 42 Jahre, Hausfrau, zwei Kinder (18 und 16 Jahre), aufgewachsen in Halberstadt, geschieden, seit 14 Jahren in Elmshorn
- Vater Ernst: 66 Jahre, Ex-Sekretär der Kreisleitung, dann Abteilungsleiter eines Kombines, jetzt Rentner, Halberstadt
- Mutter Heidrun: 65 Jahre, Ex-Journalistin, heute Rentnerin, Halberstadt

#### **Interpretationsangebot für Kursleiterinnen und -leiter:**

– *Chancen/Risiken*

a) Tatjana: Eliten finden sich nach der Vereinigung: Tochter des gefallenen Ost-Funktionärs hat Biographie- und Karrierebruch durchgemacht, möchte so schnell wie möglich aufholen und Anschluß an die gesamtdeutsche Elite finden: tut sich mit Sohn eines westdeutschen Millionärs zusammen – gemeinsame bildungsbürgerliche Restbestände ein; sie ist

sehr aufstiegsorientiert: möchte Karrierebruch möglichst schnell wettmachen.

b) Rotraut: persönlicher Glücksanspruch geht vor politischem Heilsversprechen; sie bricht mit der Partei und geht mit ihrem damaligen Mann in den Westen, geschieden, mehrere Italien-Aufenthalte, die ursprüngliche Logopädin bildet sich zur spirituellen Therapeutin weiter

– *Kommunikation*: Verhältnis Außendruck/Binnenkommunikation in einer Funktionärsfamilie: sowohl nach außen als auch den Kindern gegenüber verkörpern die Eltern klare Werte und Normen, aber nach innen hin lassen sie um der persönlichen Gesundheit willen los und wirken auf Außenstehende fast wie „Hippies“; eigene Kinder werden vernachlässigt zugunsten der internationalen Solidarität mit den Kindern in der ganzen Welt; die Kinder wenden sich um des persönlichen Glücksanspruches willen ab; die Töchter haben ewig Liebeskummer, gehen in den Westen und dort in

Therapien bzw. werden selbst zu Therapeutinnen  
– *Spaltung Deutschlands quer durch die Familie*: Der Vater wurde als Funktionär degradiert wegen der Ausreise zweier seiner Kinder in den Westen; die Stasi bleibt als absolutes Tabu im Hintergrund; Tochter Tatjana will promovieren und soll sich deshalb von den beiden in den Westen gegangenen Schwestern distanzieren; sie wird von der Universität entlassen wegen versuchten Kontakts mit der in den Westen gegangenen Schwester Rotraut; 1989 versucht sie selbst in den Westen zu kommen mittels einer Scheinheirat; nach der Wende: nach kurzer Euphorie überwiegen in der frisch geeinten Familie die Wunden der Vergangenheit – die Distanz hält an.

– *Familiengründung/Scheidung*: In DDR wurden Ehen um materieller Vergünstigungen willen eingegangen (Wohnung); die Scheidung wird als unproblematisch und sozial nicht diskriminiert angesehen

# 9. Was finde ich wo?

## Ein Wegweiser durch die akustischen Materialien

*Conrad Lay*

Die Kombinierbarkeit des Medienbaukasten erlaubt zahlreiche Querverbindungen zwischen Themenschwerpunkten und Familienporträts. Über die Inhaltsangaben hinaus, die bereits in den Kurz-

charakteristika der Akteure gegeben wurden, seien deshalb folgende Querverweise angegeben, die sich auf die jeweilige Fundstelle der drei Kassetten beziehen:

Arbeit	II A 1, III A 2
Arbeitslosigkeit	I B, III A 3
Frauenenerwerbstätigkeit	I A, II A 1, III A 2, III B 1
Generationen	II B 2, II A 2, II B 1, III A 1
Gesellschaft	II A 1, II A 2,
Gewalt	I A, I B, II A 1, III A 1, III B 2
Hausarbeit	I A, III A 2, III B 1
Heirat	I A, II B 1, III B 3
Kindererziehung	I B, II A 1, II A 2, III A 3, III A 4
Konkurrenz	II A 1, III A 2
Nostalgie	I B, III A 1
Scheidung	I A, II B 1, III B 3
Sexualität	I A, I B, II A 1, II B 2
Spaltung Deutschlands	II B 1, III B 4
Staatsicherheit	II B 1
Väter	I A, I B, II B 2, II A 2
Wende 1989	I A, II A 1, II B 1, III A 1
Westverwandte	II B 1, III B 4

# 10. Lerneinheit „Familie und Arbeitswelt“

## Vorschlag für eine 90minütige Veranstaltung

Von Conrad Lay

ZEIT	THEMA	Methodisch-didaktische Umsetzung	Materialien
5'	Vorstellen des Ablaufs	kurze Einführung durch die Seminarleiterin oder den Seminarleiter	—
10'	Anhören der Kassette „Arbeit“ II A1, III A2	Aufgabenstellung: Was hat Sie persönlich beim gemeinsamen Hören der Kassette berührt?	Ton-Kassette
20'	Problemfindung	alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer: ausgewählte Themen auf Kärtchen schreiben, diese sortieren, Prioritäten setzen, um so Gruppen zusammenzustellen	Kärtchen, Pinnwand
40'	Thema: z.B. „Arbeit bedroht die Familie (keine Arbeit auch)“	(Klein-)Gruppenarbeit, wenn mehr als 8 Teilnehmerinnen und Teilnehmer	Collage aus Zeitschriften; bei Wochenseminar: eigene Interviews machen, Wandzeitung
15'	Auswertung	Zusammenführen der Ergebnisse der Arbeitsgruppen im Plenum	eventuell: Fortsetzung der Arbeit mit Literatur zur Arbeitswelt

Der Themenschwerpunkt „Veränderungen der Arbeitswelt“ eignet sich nicht unbedingt als Einführung in eine Veranstaltungsreihe, denn je nach der Betroffenheit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer kann das Stück heftige gefühlsmäßige Reaktionen auslösen, die in der Gruppe erst wieder aufgefangen werden müssen. Als Einführung sind eher die Familienporträts geeignet.

Empfehlenswert ist es jedoch, den Themenschwerpunkt Arbeit in einer Gruppe, die sich bereits kennt, etwa ab der dritten Veranstaltung bzw. Lerneinheit einzusetzen. Das Stück ist nicht nur in Familiengesprächskreisen einsetzbar, sondern auch in Qualifizierungskursen, Arbeitsloseninitiativen etc.

Inhaltlich kann der Themenschwerpunkt sehr unterschiedlich verwendet werden, je nach Interessenlage der Teilnehmer: Entweder man nimmt das zehnminütige Stück unmittelbar als Inhaltsspender, oder man verwendet es nur als Diskussionsanreiz.

Als Themen, die auf Kärtchen geschrieben werden können und nach denen sich Arbeitsgruppen bilden können, bieten sich etwa an:

- Familienarbeit / Erwerbsarbeit
- Männer vorrangig Erwerbsarbeit
- Beruf bis zur Rente?
- unterschiedliche Generationen / unterschiedliche Arbeitserfahrungen
- die Familie als Ablaßventil
- Kommunikationsleere am Arbeitsplatz: der Druck auf die Familien nimmt zu
- weniger Freizeit / weniger Zeit für die Familie
- die Frau nimmt den Rollenwechsel in Kauf
- Wahl der Arbeitszeiten / Veränderung der Arbeitswelt möglich?

Ohne Schwierigkeiten läßt sich vorstellen, die 90minütige Lerneinheit zu verlängern und daraus ein Wochenendseminar oder auch ein Wochenseminar zu machen. Eine Vertiefung der Thematik bietet sich an mittels einer Fortsetzung mit Literatur der Arbeitswelt, der Herstellung eigener Interviews, von Wandzeitungen und dergleichen.

---

# 11. Anhang

Wie aus dem Inhaltsverzeichnis ersichtlich, umfassen die 12 Loseblätter drei Praxisbereiche.

Auf einige Stich- bzw. Schlüsselwörter aus ihnen sei hingewiesen.

## **Zu Teilnehmer/Voraussetzungen des Lernens und Lehrens:**

Kontextbewußtsein, Selbstkonzepte (42.011);  
Lernanforderungen, Handlungsfelder (43.006);  
Erlebnisqualität, Wert der Distanzierung (43.400).

## **Zu Inhalte:**

Abstraktionsebene, Exemplarisches (60.014);  
Lebensweltorientierung, Suchbewegung und Vereinbarung (60.021);  
Selbstkontrolle, Lernrelevanz (61.500).

## **Zu Methoden/Arbeitsweisen:**

Programmdidaktik, Angebotstypen (70.001);  
Steuerungsvarianten, Medienverbünde (70.006);  
Erfahrungsbedingtheit, Lernökonomie (70.010);  
Sachstrukturen, Anfänge und Enden (71.002);  
Bildungsfunktion, Lernprozeßarten (71.003);  
Lehrstrategie, Lernförderung (71.011).

























































## AutorInnen

Foertsch, Dörthe, Psychologin und Familientherapeutin bis zur Wende im Westen Berlins, seitdem im Ostteil der Stadt tätig.

Gentz, Ulrike, Soziologin und Frauenforscherin aus Ostberlin

Karg, Hannelore, Diplom-Psychologin aus Greiz/Thüringen

Dr. Lay, Conrad, Publizist, Sozialwissenschaftler und Erwachsenenbildner aus Frankfurt/Main

Meisel, Klaus, stellvertretender Institutsdirektor und Projektberater in Frankfurt/Main

Potting, Christoph, Journalist, Filmproduzent und Erwachsenenbildner aus Frankfurt/Main

Vornoff, Hermann, wissenschaftlicher Mitarbeiter des DIE-Projektes ‚Alltagsorientierung‘ in Frankfurt/Main

Wagner, Christoph, Psychologe und Familientherapeut aus Ostberlin